

# DIE WELTWOCH



## Aufruhr im Paradies

In Österreichs abgeriegelten Tiroler Bergen regt sich gerechter Zorn.  
*Erik Ebnetter und Roger Köppel*

## Unternehmer Federer

Der beste Geschäftsmann in kurzen Hosen. *Mark van Huisseling*

## Die Weisheit alter Hunde

Sie lehren uns den Sinn des Lebens.  
*Wolfgang Koydl*

**Geht das?**  
Ein lutherischer Pastor  
für die Zwinglistadt  
Zürich





Verein «Belle Époque Kandersteg», Kandersteg BE

# Aus Liebe zum Dorf, wo der Verein auf Zeitreise geht.

Wenn Ende Januar die Belle-Époque-Woche vor der Tür steht, schwelgt ganz Kandersteg in Nostalgie. Dann tauscht sogar das Ladenteam im Volg die Arbeitskleidung gegen historische Kostüme. Vereine gehören zum Dorfleben – wie Volg mit seinen rund 600 Dorfläden. Klein und fein mit allem, was es für den Alltag braucht. Nah und überschaubar. Einfach praktisch – und ein kleines bisschen persönlicher.

**Volg**  
*frisch und fründlich*

## Wir brauchen sieben neue Bundesräte

Natürlich bin ich mir bewusst, dass es nichts bringt, den Gesamtbundesrat zum baldigen Rücktritt aufzufordern. Nichts ist lächerlicher als Journalisten, die den Politikern vorschreiben wollen, was sie zu tun und wann sie zu gehen haben.

Mindestens viermal hat die noble *Neue Zürcher Zeitung* in Richtung Berlin den Befehl ausgegeben, Kanzlerin Merkel möge nun «endlich» den Sessel räumen. Die tapferen Beschwörungen verhallten ungehört. Merkel sitzt fast fester im Sattel denn je.

Rücktrittsforderungen bringen nichts, dennoch möchte ich hier den Gedanken ausführen, warum dieser Bundesrat nicht mehr tauglich ist, warum wir ihn möglichst bald auswechseln sollten durch einen neuen Siebner-Bundesrat gemäss Konkordanz.

Meine zentrale Beobachtung lautet:

Dieser Bundesrat ist verdorben durch die Macht. Vollgedröhnt, berauscht, angefixt durch die Vollmacht, die er sich mit der Pandemie gegeben hat. Macht korrumpiert. Und wer einmal vom Zaubertrank gekostet hat, ist süchtig. Verseucht für immer.

Bitte kein Missverständnis. Die amtierenden Bundesräte sind keine schlechten Menschen. Im Gegenteil. Sie meinen es gut. Genau darin liegt das Problem. Sie sind so eins mit sich und ihren guten Absichten, dass sie fröhlich, demokratiefern durchregieren.

Ich unterstelle keine bösen Motive. Manche Regierungen machen es weitaus schlechter. In Österreich lassen sie Militärpolizisten auf die Tiroler los. Maschinenpistolen und Ausgangssperren sollen das Virus bezwingen. Zum Glück sind wir hier noch nicht so weit.

Aber dies ist auch die Schweiz. Die Schweiz ist besser. Sie ist auf dem Grundwert der Freiheit erfunden worden. Unsere Vorfahren haben ihr Leben hingegeben, um die Freiheit zu verteidigen. Die Schweiz ohne Freiheit ist keine Schweiz.

Zur Freiheit gehört auch ihr massvoller Gebrauch, die Eigenverantwortung. Nirgendwo sonst wird dem Bürger, seiner Mündigkeit, mehr Gewicht gegeben. Der von oben ver-

ordnete «Lockdown» ist die Verneinung von allem, was die Schweiz zur Schweiz macht.

Haben wir den Verstand verloren? Wir lassen es zu, dass der Bundesrat weite Teile der Wirtschaft stilllegt, Eigentum enteignet, Kultur und Sport verbietet, Vereinsamung und Vereinzelung vorantreibt, in Familien hineinregiert,

*Bitte kein Missverständnis. Die amtierenden Bundesräte sind keine schlechten Menschen. Im Gegenteil.*

Senioren und Hochbetagte als menschliche Schutzschilde seiner Politik missbraucht, die Menschen an einem freien, selbstbestimmten Leben hindert.

Ich kann akzeptieren, dass es Ausnahmesituationen gibt, in denen Freiheit und Eigenverantwortung zurückstehen müssen. Aber diese Freiheitsberaubung muss erdbebensicher begründet sein. Je massiver die Ein-

schränkungen, desto unangreifbarer die Begründungen.

Aber nicht nur das: Eine Schweizer Regierung muss immer die Freiheit wollen. Sie muss vom Willen beseelt, getrieben sein, jede Freiheitsbeschränkung baldmöglichst wieder aufzuheben. Strahlt dieser Bundesrat das aus? Ich habe meine Zweifel.

Nennen Sie mich altmodisch, aber Churchill imponierte mir. Er versprach den Briten zum Amtsantritt Blut, Schweiß und Tränen. Es werde Tote geben im Krieg gegen Hitler. Churchill hätte kuscheln können. Den Briten wären unzählige Tote erspart geblieben. Vielleicht hätten sie ihr Empire noch. Churchill kämpfte für die Freiheit. Und nahm Opfer in Kauf.

Churchill wurde nach Kriegsende abgewählt.

In diesem Bundesrat sitzen keine Churchills. Das wäre vermutlich auch zu viel verlangt. Aber es sitzen auch keine Politiker in diesem Bundesrat, die wirklich bereit wären, die Freiheit zu verteidigen.

Das Einzige, was sie verteidigen, ist ihre Macht, ist ihre Politik, ist ihr Ansehen, in den Augen der Medien und des Auslands gut dazustehen.

Die Schweiz braucht einen Bundesrat, der im Zweifel für die Freiheit ist. Wir haben einen Bundesrat, der fleissig damit beschäftigt ist, die Unfreiheit zu begründen. Mit Argumenten und Brocken von Wissen, die ihm ausgewählte Experten hinwerfen. Die einen verstecken sich hinter den anderen.

Ich weiss, im Ausland ist es viel schlimmer. Aber das hier ist die Schweiz. Wir können unsere Dummheiten nicht mit den noch grösseren Dummheiten der anderen rechtfertigen.

Ich habe das Vertrauen verloren, dass dieser Bundesrat den Ausweg aus seinem Lockdown in die Freiheit findet, finden will.

Man sollte ernsthaft darüber nachdenken, alle sieben Bundesräte auszuwechseln. Sie zu ersetzen durch neue, unverbrauchte, verdorbene Politiker, die nicht süchtig sind nach Macht, sondern nach Freiheit. Die an die Freiheit glauben und bereit sind, für die Freiheit auch gegen Widerstand zu kämpfen. R. K.

Innere Schönheit braucht ein passendes Äusseres.

Plastisch-ästhetische Chirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.





# Militärpolizisten in Tirol, Roger Federer als Unternehmer, Zeki Bulgurcu möchte trainieren, Ärzte gegen Covid-Task-Force

Die Geschichte hinter der Titelgeschichte beginnt am 14. Februar. Chefredaktor Roger Köppel verteidigt im österreichischen Servus TV die gegenwärtig vielgeschmähten Tiroler. Der Auftritt löst ein grosses Echo aus. Unzählige Zuschriften erreichen uns aus dem abgeriegelten Bundesland in den Bergen. Köppel fährt einige Tage später mit Redaktor Erik Ebnetter über Vorarlberg nach Tirol. An dieser innerösterreichischen Grenze stehen neuerdings Militärpolizisten mit Pistolen. Köppel und Ebnetter sprechen in Tirol mit Politikern, Unternehmern, Medizinerinnen und Touristikern. Ihr Fazit: Die Bundesregierung in Wien, die Tirol zu einer Art militärischem Sperrgebiet gemacht hat, schießt mit Kanonen auf Spatzen. Oder eben: mit Pistolen auf Viren. **Seite 14**

Am 7. März stimmt das Volk über das Freihandelsabkommen mit Indonesien ab. In der öffentlichen Diskussion dazu dominiert hierzulande fast immer das Thema Palmöl; die einen wollen mehr Nachhaltigkeit, die andern den Handel untersagen. Dabei geht meistens vergessen, was das für ein Land ist, mit dem die Partnerschaft vorgesehen ist. Wo steht Indonesien in der Weltrangliste? Was ist seine geostrategische Stellung, wie entwickelt es sich im Vergleich zu China? Der Indonesien-Kenner Rainer Heufers, der seit langem im Land lebt, legt im Gespräch mit der *Weltwoche* dar, wie sich der Staat mit den mehr als 15 000 Inseln entwickelt und was die Menschen beschäftigt. **Seite 26**



*Besuch in den abgeriegelten Bergen:* Köppel (r.) mit Hannes Parth in Ischgl.

Unser Mitarbeiter Mark van Huissing hat Roger Federer erst einmal befragt, im Herbst 2004 im Bistro des Tenniscenters «Paradies» in Allschwil. Er erinnert sich, dass der Sportler Hunger hatte; er habe den ganzen Tag noch nichts gegessen, sagte er – es war 17.30 Uhr. Die Küche war aber bereits geschlossen, und für den damals bereits besten Schweizer Tennisspieler aller Zeiten machte sie keiner extra auf. Etwas mehr als sechzehn Jahre später ist Federer der *Greatest of All Time*, *G. O. A. T.*, vergangenes Jahr war er zudem der bestverdienende Sportler

des Planeten. Hoffentlich würde er heute ein Sandwich, das er sich damals wünschte, bekommen, auch um 17.30 Uhr in einem Tenniscenter im Kanton Basel-Landschaft. Mehr über seine Einkommensstärke und sein Geschäftsmodell: **Seite 30**

Zeki Bulgurcu kommt bei Schweizer Jugendlichen an wie kaum ein anderer. Über seine Social-Media-Kanäle erreicht der Gewinner des Swiss Comedy Awards ein Millionenpublikum. Für die *Weltwoche* beschreibt er, wie ihn der Shutdown verändert: Weil der gebürtige Türke, der in Basel aufwuchs, nicht im Fitnesscenter trainieren kann, merkt er: «Langsam werde ich wieder ein Lauch.» **Seite 46**

112 Schweizer Ärzte, 88 von ihnen mit vollem Namen, haben diese Woche die sofortige Aufhebung des Shutdowns und die Entlassung der Swiss National Covid-19 Science Task Force gefordert. Unter den Hausärzten zeichnet sich der Widerstand gegen die Lockdown-Politik schon seit längerem ab. Und im Rückblick fragt man sich augenreißend, wie es möglich war, dass die Praktiker bei der von Theoretikern entworfenen und durchgesetzten Corona-Politik aussen vor blieben. Redaktor Alex Baur zeichnet das Versagen der Politik am Beispiel des Appenzeller Kantonsarztes Rainer Fischbacher nach, der aus dem Amt gedrängt wurde, weil er öffentlich Kritik an den Corona-Massnahmen wagte. **Seite 42**

*Ihre Weltwoche*

## IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch), E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch), [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch), [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch).

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch). **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: [weltwoche@gla-united.com](mailto:weltwoche@gla-united.com)

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schon Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

# WELTWOCHEN

# daily



## Das Wichtigste für den Tag

**Unabhängig, kritisch, gut gelaunt**

Jetzt kostenlos testen auf  
[www.weltwoche-daily.ch](http://www.weltwoche-daily.ch)



Apple logo® und Apple® sind Marken von Apple Inc.

Google Play ist eine Marke von Google LLC.

**DIE  WELTWOCHEN**



*Gerechter Zorn: Tirol. Seite 14*



*Bestverdienender Athlet: Federer. Seite 30*



*Freunde fürs Leben: Seite 72*

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung  
«Ihr Schweizer habt einen anderen Geist»
- 9 Peter Rothenbühler  
Lieber Martin Sturzenegger
- 10 Tagebuch Andrea Jansen
- 12 Bern Bundeshaus  
Wie in einem kalten Krieg
- 13 Blick in die Zeit
- 14 Aufruhr im Paradies  
Österreichs Regierung gegen Tirol
- 18 Personenkontrolle
- 18 Migration Skandalöse Anreize
- 20 Mörgeli  
Verhüllung – alles nur ein Witz?
- 20 Zeit für eine Männerquote  
Zürichs Kulturszene in Frauenhand
- 21 Peter Bodenmann  
Das Virus ist die SVP
- 22 Europapolitik  
Wie Fredy Gantner die Debatte verändert
- 24 Weltlicher Anker der Royals  
Prince Philips Sottisen
- 25 Katharina Fontana  
Nach uns die Sintflut
- 26 Wunderland Indonesien  
Asien-Kenner Rainer Heufers
- 27 Freihandel In Asien Fuss fassen
- 28 Der Preis ist zu hoch  
Staatsausgaben in der Pandemie
- 29 Kurt W. Zimmermann  
Kein Halten mehr für die Haltung
- 30 Bester Geschäftsmann in kurzen Hosen  
Unternehmer Roger Federer

- 32 Fabian Molina  
Die Entscheidung: EU oder China?
- 33 «Habemus episcopum»  
Claude Cueni über den Churer Bischof
- 34 Der Impfhuser  
Ungarns Premier Orbán
- 36 «Freier als je zuvor»  
«Wut-Rapper» Pablo Hasél
- 37 Suzi LeVine  
Ex-Botschafterin in Bidens Regierung
- 37 Inside Washington  
König Donald kehrt zurück
- 38 Kuriose Methoden  
Sonderermittler Stefan Keller
- 39 Trio untauglich  
Wer wird Bundesanwalt?
- 40 Daniel Jositsch  
Vom Realo zum Moralo
- 41 Körzis Hollywood
- 42 Arztpraxis statt Theorie  
Der Fall Rainer Fischbacher
- 43 Herkules gegen Goliath  
Facebook gegen Kevin Sorbo
- 44 Das souveräne Königreich  
Die Katastrophe ist ausgeblieben
- 46 Tourismus Aufregung in St. Moritz
- 46 Zeki Bulgurcu  
Mehr Gin als Gym
- 47 Henryk M. Broder  
Im Halbdunkel der Erkenntnis
- 48 Leserbrief
- 49 Nachrufe  
Urs Jaeggi, Rush Limbaugh
- 50 Beat Gygi  
Ein Platz auf der Bühne

## LITERATUR UND KUNST

- 51 Ikone der Woche
  - 52 Venus in Schwarz  
Josephine Bakers bewegte Karriere
  - 54 Bücher der Woche
  - 57 Die Bibel
  - 58 Er raunt ihnen die Hits  
Wer ist Max Martin?
  - 60 Film  
«Palmer», «News of the World»
  - 61 Pop Cro
  - 62 Film «The Dig»
  - 63 Klassik Duo Praxedis
  - 63 Jazz Quint5t
- ## LEBEN HEUTE
- 64 Wunderbare Welt
  - 64 Unten durch
  - 65 Fast verliebt
  - 66 Sehnsuchtsorte
  - 67 Lebensläufe
  - 67 Thiel
  - 68 Essen
  - 68 Wein
  - 69 Auto
  - 69 Objekt der Woche
  - 70 Zeitzeichen
  - 70 Dr. M.
  - 71 Mittagessen mit ...  
David Wertheimer, Chanel-Erbe
  - 72 Fressen, schlafen, spielen  
Hunde lehren uns den Sinn des Lebens
  - 74 Tamara Wernli  
Ach, Christoph Waltz



# Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab CHF 1'351'000.-, Bezug ab Herbst 2022  
[www.erlenkönig.ch](http://www.erlenkönig.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.soley-birchwil.ch](http://www.soley-birchwil.ch)



1 ½ Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Miete 1'400.- p/Mt., NK 140.-, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 1'341'000.-, Bezug ab Herbst 2022  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



5 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8172 **Brathnaeh**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis 1'933'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.luckenholz.ch](http://www.luckenholz.ch)

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!



5 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 996'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus  
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8172 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 881'000.-, Bezug auf Anfrage  
[www.birch-seuzach.ch](http://www.birch-seuzach.ch)

Sorry, es sind leider alle Wohnungen reserviert!



7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab CHF 1'521'000.-, Bezug ab Winter 2021/22  
[www.nidolino-ottenbach.ch](http://www.nidolino-ottenbach.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8136 **Thalwil-Gattikon**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)



5 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab CHF 1'377'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.paradislig.ch](http://www.paradislig.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 1'859'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.sparrenberg.ch](http://www.sparrenberg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. DEFH  
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.chridlerpark.ch](http://www.chridlerpark.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 673'400.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.ammuelibach.ch](http://www.ammuelibach.ch)



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung  
8460 **Marthalen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 1'090'000.- zzgl. Parkierung, Bezug auf Anfrage  
[www.calmacasa.ch](http://www.calmacasa.ch)



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.solevista.ch](http://www.solevista.ch)

Sorry, es sind leider alle Einheiten reserviert!



3 ½ Zi. Terrassenwohnung  
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21  
Preis CHF 1'101'000.-, Bezug Frühling 2022  
[www.leuberg.ch](http://www.leuberg.ch)



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume  
verwirklicht werden können?  
Melden Sie sich bei unserem Chef   
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder per Telefon 052 235 80 00.**



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)

Alle Objekte im Überblick:  
[www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/](http://www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/)

**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner**

**You Tube**

Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:

**EIGENHEIM  
MESSE  
SCHWEIZ**

**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5

**SVIT  
ZÜRICH**

**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
1. - 3. Oktober 2021, Lake Side Zürich

Stand Januar 2021

# «Ihr Schweizer habt einen anderen Geist»

Ein lutherischer Pastor aus Wittenberg wird Pfarrer am Zürcher Fraumünster. Ist das eine gute Idee?

David Vogelsanger

Die beiden kleinen Kathedralen haben die wichtigste Schweizer Stadt geprägt: das Grossmünster, an dem Ulrich Zwingli als Leutpriester amtierte, und das Fraumünster auf der anderen Seite der Limmat, in dem er jeden Freitag zum Bauernvolk predigte, welches auf den Markt in die Stadt strömte. 27 Schweizer Pfarrer haben seit der Reformation am Fraumünster das Evangelium ausgelegt, nichts anderem als dem Bibeltext verpflichtet und alle mit gründlicher Bildung. Auch während der letzten hundert Jahre haben sie es trotz der immer schwächeren Stellung der Kirche in der Gesellschaft meist verstanden, in einer nur noch winzigen eigentlichen Kirchgemeinde das Münster jeden Sonntag zu füllen.

Nun soll der lutherische Pastor Johannes Block Fraumünsterpfarrer werden. Nicht irgendein Pastor, sondern derjenige von Martin Luthers eigener Marienkirche in Wittenberg. Das erstaunt und macht nachdenklich. Die Zürcher Reformation ist unabhängig von Luther entstanden und radikal verschieden von der seinigen. Als der verwundete Zwingli 1531 nach der Schlacht von Kappel von einem Nidwaldner Krieger ermordet worden war, verband sie sein junger Nachfolger Heinrich Bullinger mit der Genfer Reformation des Franzosen Jean Calvin. Gemeinsam trugen sie die neue Lehre in zahlreiche europäische Länder, nach Schottland und England und von dort nach Amerika und in die ganze Welt, während Luthers Reformation vor allem in Deutschland und in Nord-europa wirkte.

## Viele Unterschiede

Es wurde durchaus versucht, die beiden Stränge der Reformation zusammenzuführen. Im Herbst 1529 unternahm Zwingli einen Gewaltritt von insgesamt tausend Kilometern, um am Marburger Religionsgespräch alle Differen-

zen mit Luther beizulegen. Dieser beklagte sich zwar über die Sprache der Eidgenossen, die «ein filzigt, zottigt Deutsch» sprächen: «Möcht einer schwitzen, eh er's versteht.» Trotzdem konnten die beiden Reformatoren sich in vielem einigen, nicht aber in der entscheidenden Frage des Abendmahls. Für die Zürcher blieb es Symbol ihres Glaubens, während die Deutschen an der eigentlich immer noch katholischen Auffassung festhielten, Brot und Wein würden zu Leib und Blut Christi. Luther war bereit, «Mist zu essen», wenn Gott es verlangte. Der nüchterne Toggenburger Bauernsohn Zwingli hielt dem entgegen: «Derartiges verlangt Gott nicht. Er ist wahr und Licht, er führt nicht ins Dunkle.» Die Einigung scheiterte, und Luther hielt fest: «Ihr habt einen anderen Geist», womit er recht hatte. Zwei Jahre später reagierte er auf die Nachricht von Zwinglis Tod auf dem Schlachtfeld mit unchristlicher Genugtuung.

Auf der Wittenberger Kanzel liess Luther auch seiner Wut auf die aufständischen Bauern («Schlagt sie tot, die tollen Hunde») und vor allem seinem fanatischen Hass auf die Juden freien Lauf. Er rief zur Tötung der angeblichen Hexen auf und predigte deutsche Obrigkeitgläubigkeit. Das sind alles Dinge, die dem in der demokratischen Tradition seiner Heimat tief verankerten Zwingli völlig fremd waren und die in der Geschichte Deutschlands und Europas nur Unheil angerichtet haben. «So spricht ein Schweinehirt und nicht ein Seelenhirt», urteilte Zwingli. Der Zürcher Reformator war auch gegen jede Absicht immun, eine neue Pfaffenherrschaft und Kirchenbürokratie einzurichten. Der reformierte Pfarrer ist nichts als ein Diener am Wort Gottes, ein Mitbürger mit theologischer Ausbildung. Er trägt im Gegensatz zum lutherischen Pastor im Alltag auch keine besondere Kleidung, ist keinem Bischof unterstellt und nimmt als ein-

facher Bürger am politischen Leben der Gemeinschaft teil.

Die Zürcher Steuerzahler, ob reformiert, katholisch oder konfessionslos, unterhalten an der Universität seit bald zweihundert Jahren für die Ausbildung der reformierten Pfarrer eine theologische Fakultät. An ihr sind fast doppelt so viele Dozenten wie Studenten tätig, und sie kostet zehn Millionen Franken im Jahr. Man würde eigentlich erwarten, dass sie die zürcherische Pfarrerschaft so ausbildet, dass aus ihr auch ein Münsterpfarrer hervorgehen kann, ohne dass man ihn in der lutherischen Kirche in Deutschland suchen muss.

## Schnapsidee Grundeinkommen

Trotzdem wird nun der Pastor von Luthers Kirche Pfarrer an einem der beiden Münster Zwinglis. Kann das gutgehen? Vielleicht, denn auch in der Zürcher Landeskirche steht längst nicht mehr alles zum Besten. Zwinglis frischer Glaube ist zeitweise von einer lähmenden Orthodoxie und von blosser Traditionalismus abgelöst worden, schuf sich aber gerade auch am Fraumünster immer wieder freie Bahn. So etwa in den Predigten des grossen Schweizer Theologen Emil Brunner gegen die braunen und die roten Diktatoren. Das Fraumünster und das Grossmünster blieben Leuchttürme, als die reformierte Kirche in der Schweiz in der Nachkriegszeit immer mehr erlahmte. Sie liess es an der Überzeugung für die eigene Sache mangeln.

So verlor sie im Volk in dramatischem Ausmass an Respekt, verfettete bürokratisch und fiel zeitgeistiger – meist linker – Beliebtheit anheim. Vielleicht vermag hier ein in der kommunistischen Diktatur aufgewachsener Pfarrer aus der Trägheit aufzurütteln. Wir hoffen es. Wir hoffen aber auch, dass Pastor Block von einer so völlig unzürcherischen Schnapsidee wie dem bedingungslosen Grundeinkommen, die er offenbar vertritt, schleunigst wieder Abstand nimmt. Geben wir ihm jedoch eine Chance, sich Zürich und Zwingli zu nähern!

David Vogelsanger ist promovierter Historiker, Botschafter a. D. und Sohn eines Fraumünsterpfarrers.



Annäherung:  
Pastor Block.



# Lieber Martin Sturzenegger

**I**ch gratuliere zur späten Einsicht. Sie möchten mehr Touristen nach Zürich locken. Und denken als Direktor von Zürich Tourismus an eine «spektakuläre Installation», die Zürich weltweit ins Gespräch bringen und die Gäste begeistern könnte. Sie stellen sich vor, den einst umstrittenen Hafenkran am Limmatquai wieder aufzubauen.

Als ich das las, habe ich beinahe mein Frühstücksei mitsamt Schale verschluckt. Gut, Sie waren noch nicht Direktor, als der Hafenkran (2009) von Zürich Tourismus verflucht wurde – ein Projekt, das die Stadt, Ihr Geldgeber, gutgeheissen hatte. Die Kunstaktion namens «Zürich Transit Maritim» von Jan Morgenthaler und Co. wurde ja selbst von der links-grünen Mehrheit schräg angeschaut. «Reine Steuergeldverschwendung!», schrie auch die SVP. Nur ein paar versprengte, kultivierte Bürgerliche hielten zum gewagten Unterfangen.



*Salzige Windlein der Verrücktheit:*  
Zürich-Tourismus-Direktor Sturzenegger.

Spätestens als klar wurde, dass der Kran, der an den 68er Spruch «Walzt die Alpen nieder, damit man das Meer sieht» oder an die in Zürich geborene Dada-Bewegung erinnerte, ein riesiger Publikumserfolg war, fand ganz Zürich, dass der Kran eigentlich eine ganz glatte Sache sei. Täglich wurde das schöne Metallungeheuer von Hunderten Asiaten fotografiert und weltweit in allen Medien lobend erwähnt.

Und siehe da: Jede andere global gestreute PR-Aktion wäre sehr viel teurer geworden.

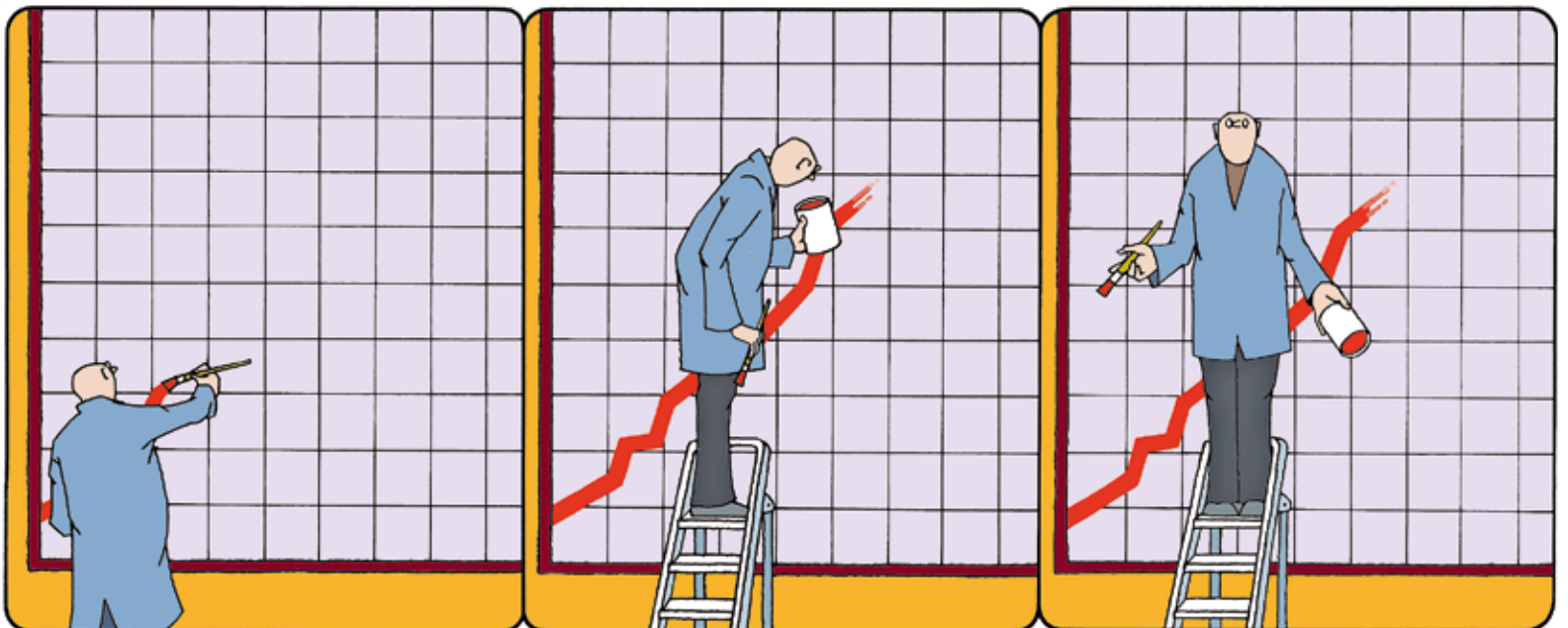
Nun liegt Zürich immer noch nicht am Meer, aber es hat bewiesen, dass auch an der Limmat salzige Windlein der Verrücktheit wehen können.

Jetzt müssen Sie sich etwas Neues einfallen lassen. Der Hafenkran ist leider verschrottet, wie das vertraglich abgemacht war. Genau wie beim Eiffelturm damals. Nur steht dieser noch. Weil Paris zum Merken nicht zehn Jahre brauchte.

Nun wünsche ich Ihnen den Mut, wirklich etwas aufzustellen, das spektakulärer ist als Bären, Löwen und Bänkli aus Plastik. Etwas, das kratzt wie der Kran. Und einfährt.

*Mit freundlichen Grüßen*  
*Peter Rothenbühler*

## BARTAK



# TAGEBUCH

Andrea Jansen



**K**auai, eine der acht Hauptinseln von Hawaii, ist für mich ein ganz spezieller Ort. Ohne allzu spirituell werden zu wollen, behaupte ich: Die Insel entscheidet selber, wen sie will und wen nicht. Und uns will sie offenbar. Wir haben hier schon sehr viel «aloha» erfahren – was aus dem Hawaiischen übersetzt so viel wie Zuneigung, Nächstenliebe, Mitgefühl oder Sympathie bedeutet. Ich war im Alter von zehn Jahren das erste Mal hier. Seither begleitet mich die Energie dieser Insel.

Wir – das sind mein Partner Raphael, 42, sowie unsere drei Kinder Nils, 8, Noomi, 6, und Lani, 4. Raphael und ich sind beide der Auffassung, dass wir unser Leben leben sollten, solange wir können. Wir setzen unsere Prioritäten sehr bewusst – mit dem Wissen, dass dieses Leben morgen vorbei sein kann. Deshalb wollten wir nicht auf ein «irgendwann» warten, sondern einfach machen. *Here we are!*

Ursprünglich hatten wir den Plan, ein Jahr hierzubleiben. Aber dann kam Covid, und jetzt sind wir schon beinahe zwei Jahre weg. Wir vermissen unsere Herzensmenschen in der Schweiz zwar sehr, aber gleichzeitig sind wir unglaublich dankbar, an einem so wunderbaren Ort «gestrandet» zu sein.

Beruflich führe ich seit fast fünf Jahren mein eigenes kleines Medienunternehmen mit derzeit zehn Mitarbeitenden: Any Working Mom ([www.anyworkingmom.com](http://www.anyworkingmom.com)), ein *not-for-profit*-Unternehmen. Die Philosophie unserer Plattform, in aller Kürze zusammengefasst, lautet: «Wir möchten uns von alten Denkmustern über das Elternsein lösen und sehen dies als einen ersten und wichtigen Schritt hin zu einer

selbstbestimmten, gleichberechtigten Elternschaft.»

Dass ich derzeit über 22 Flugstunden und elf Zeitzonen von der Schweiz entfernt bin, beeinträchtigt die Arbeit kaum. Wir arbeiten seit Jahren ausschliesslich digital, ohne fixen Arbeitsplatz und mit Zoom für Meetings. Die Pandemie brachte für uns keine Veränderung, aber viel mehr Akzeptanz und Flexibilität von aussen. Gerade für berufstätige Eltern ist es ein Segen, wenn wir für ein halbstündiges Meeting nicht zusätzlich zwei Stunden Anfahrt einplanen müssen.

**I**n der Schweiz kennen mich die meisten Menschen noch von meiner Zeit bei SRF. Diese Bekanntheit habe ich aber nie gesucht. Ich verfolge in meinem Leben eine klare Linie und mache nur Dinge, hinter denen ich stehen und die ich mit meinen Werten vereinbaren kann. Das war schon immer so und stiess nicht immer auf Verständnis. Deshalb habe ich auch oft nein gesagt oder losgelassen, wenn ich bemerkte, dass ich nicht mehr mit dem Herzen dabei war.

Die Moderation der Reisesendung «SF unterwegs» war damals der Job meines Lebens. Diese Chance verdanke ich nicht zuletzt Gabriela Amgarten, die mich bei SRF stark förderte. Die meisten Zuschauer machen sich aber komplett falsche Vorstellungen über die Arbeit für ein solches Format. Es waren keine Ferien, sondern sechzehnständige Arbeitstage. Viele meiner Arbeitskolleginnen und -kollegen, die solche Produktionen kannten, beneideten meinen Lifestyle überhaupt nicht – ich war immer unterwegs, verpasste auch vieles. Trotzdem war es für mich eine grosse Erfüllung, fremde Kulturen, Orte und Menschen zu entdecken und diese Empfindungen bestmöglich zu transportieren.

Bei meiner letzten Sendung, «Argentinien», hatte ich auch die redaktionelle Leitung. Diese Folge kommt dem am nächsten, was ich mit diesem Format erreichen wollte.

**A**ufgehört habe ich damit übrigens nicht freiwillig. «SF unterwegs» wurde 2012 abgesetzt. Aus eigenem Antrieb beendete ich dagegen meine Rolle als Gastgeberin von grossen Bühnenshows. Denn für mich war diese Tätigkeit nicht mehr sinnstiftend. Ich hatte grosse Mühe damit, dass die Medien am Tag nach einer Livesendung über den Durchmesser meiner Waden oder über mein Décolleté diskutierten anstatt über meine Leistung. Dieser Sexismus machte mich wütend, aber ich konnte an der Situation nichts ändern. Deshalb liess ich los, was mir nicht guttat. Heute wird diese Diskussion erfreulicherweise breiter geführt.

Wann wir in die Schweiz zurückkehren, hängt von der Entwicklung der Pandemie ab – aber wenn immer möglich im Sommer. Dann schauen wir, wie sich das anfühlt. Langfristige Pläne, die ortsgebunden sind, habe ich keine. Ich weiss mittlerweile ziemlich genau, wo meine Stärken und Schwächen liegen. Aber ich bin mir auch bewusst, dass viele Menschen mich immer noch mit der Fernsehmoderatorin assoziieren, weil dieser Teil meiner Karriere öffentlich «sichtbar» war. Ich selber definiere mich schon lange nicht mehr über diese Rolle, auch wenn es eine wichtige und spannende Zeit war. Meine Karriere hat nie aufgehört, auch als Mutter nicht. Mein Schaffen hat sich aber eindeutig verlagert.

Andrea Jansen, 40, war Moderatorin beim Schweizer Fernsehen. Heute führt sie ihr eigenes Medienunternehmen ([anyworkingmom.com](http://anyworkingmom.com)).





## VIP-Spezialreise «Motor-Mania und Dolce Vita» Bella macchina, bella Italia!

**Schneller, schöner, edler: Allein die Namen Lamborghini, Maserati, Ducati, Ferrari und Pagani lassen die Herzen aller Fans exklusiver Motorfahrzeuge höher schlagen. Kommen Sie mit auf eine eindruckliche Reise mit Werksbesichtigungen, Museumsbesuchen und allerlei kulinarischen Genüssen.**

Wir logieren im Vier-Sterne-Hotel im Herzen Bolognas. Im Stadtteil Borgo Panigale besuchen wir das Werk des leidenschaftlichen Motorradherstellers Ducati. Es folgt das Lamborghini-Werk, wo wir mit dem Neffen des Firmengründers, Fabio Lamborghini, in dessen Stamm-Trattoria zu Mittag essen. Nach einem Rundgang durch das Werksmuseum öffnen sich für uns auch die Türen zum Ferruccio-Lamborghini-Privatmuseum. Die Offenbarung einer Technik voller Emotionen.

Am dritten Tag erwartet uns das Maserati-Museum auf dem Landgut der Familie Panini. Nachdem wir mittags typischen Parmigiano verkostet haben, widmen wir uns dem wohl exklusivsten Automobilhersteller der Welt und besichtigen das Unternehmen Pagani, wo Automobilbau zur Kunst wird. Anschliessend werden wir auf einem Weingut zur Degustation und zum Abendessen erwartet.

Auch Bologna ist sehenswert. Der Rundgang durch die historische Altstadt bietet viel Schönes. Am Nachmittag erwartet uns

Ferrari in Maranello mit einer Rundfahrt durch die Autoschmiede und einer Zeitreise im Museum. Berausende Impressionen! Als Steigerung bietet sich die Gelegenheit zur fakultativen Probefahrt im Ferrari F430 auf den Strassen rund um Maranello. Zum Finale speisen wir im Ristorante «Montana» in Fiorano Modenese, dem Stammlokal der Formel-1-Piloten.

### BUCHEN OHNE RISIKO

Reisebuchungen für 2021 können Sie bei uns – ohne Angabe von Gründen – bis 60 Tage vor Abreise kostenlos stornieren!



**DIE WELTWOCH**

**REISEGARANTIE**

### Platin-Club-Spezialangebot

#### VIP-Spezialreise «Motor-Mania und Dolce Vita»

#### Reisetermine:

14. bis 18. April 2021 und  
15. bis 19. September 2021

#### Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Venedig–Zürich
- Luftverkehrssteuer, Flughafen- und Sicherheitsgebühren
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- Vier Übernachtungen mit Frühstücksbuffet im Vier-Sterne-Hotel in Bologna
- 1 Abendessen mit Aperitif
- Lunch mit Fabio Lamborghini
- Parmigiano-Verkostung Landgut Panini
- Weindegustation und regionale Spezialitäten
- 1 Abendessen im Restaurant «Montana»
- Ausflug «Faszinierende Welt von Ducati und Edelschmiede Lamborghini», Besuch des Privatmuseums
- Ausflug «Maserati-Museum und exklusiver Fahrzeughersteller Pagani»
- Ausflug «Bolognas historische Altstadt»
- Ausflug «Auf den Spuren des Rennsports bei Ferrari»
- Qualifizierte Reiseleitung

#### Preise:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1795.–  
Für Nichtabonnenten: Fr. 2095.–  
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 200.–  
Ferrari-Probefahrt: Fr. 125.–

#### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über  
Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an  
info@mondial-tours.ch

#### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

# Wie in einem kalten Krieg

Die Bundesräte Parmelin, Maurer und Berset spielen vor den Medien heile Welt. Wie gut funktioniert der Bundesrat tatsächlich?



*Gremium aus sieben Einzelmasken:* Bundesräte Maurer, Parmelin und Berset (v. l.).

Vor einer Woche wurde Finanzminister Ueli Maurer (SVP) von einzelnen Medien abgefeiert, weil er sich zusammen mit Bundespräsident Guy Parmelin (SVP) öffentlich hinter Gesundheitsminister Alain Berset gestellt hatte. «Wir haben nichts gegen Bundesrat Berset», meinte Maurer auf eine entsprechende Frage: «Die Zusammenarbeit klappt sehr gut.» Parmelin warf zudem die rhetorische Frage auf, ob ein Diktator ausschaue wie Bundesrat Alain Berset.

Zu diesem Intermezzo kam es, weil einer der eingebetteten Journalisten des *Tages-Anzeigers* bei der Medienkonferenz wie auf Bestellung wissen wollte, was die anwesenden Bundesräte zu dem von alt Bundesrat Christoph Blocher und seiner Tochter, Nationalrätin Magdalena Martullo-Blocher, gegen Berset gerichteten Diktatorenvorwurf meinten.

Wahrscheinlich hat die öffentliche Fürsprache der beiden SVP-Bundesräte zugunsten von Berset trivialere Gründe, als man meint.

## Amherd und Cassis auf der Bremse

Das Hauptproblem von Parmelin und Maurer ist nicht der linke Gesundheitsminister, sondern die anderen bürgerlichen Bundesräte, die gerne mit Berset stimmen. Maurer liess dies ein Stück weit durchblicken, als er im Rahmen der Veranstaltung «SVP bi de Lüt» erklärte, dass er und Parmelin ihre parteikonformen Anträge im Bundesrat einreichen, damit aber nicht durchkämen und dann die Mehrheitsmeinung vertreten müssten. Wie war es anders möglich gewesen, dass die Landesregierung die zögerlichen

und zaghaften Öffnungsschritte des Gesundheitsministers vor einer Woche befürwortete, wo doch jene Parteien in der Regierung die Mehrheit stellen, die beispielsweise auf eine raschere Öffnung der Beizenterrassen drängten?

Besonders Viola Amherd (Mitte) und Ignazio Cassis (FDP) stehen häufig auf der Bremse, wenn es um Lockerungsschritte beim Shutdown geht. Steht dem Tessiner seine Vergangenheit als Kantonsarzt im liberalen Wege? Vom FDP-Bundesrat heisst es, die diversen Covid-Mutationen hätten ihm einen gehörigen Schrecken eingejagt. Deshalb sträube er sich jetzt gegen rasche Öffnungsschritte. Amherds Position überrascht schon etwas weniger – sie wollte schon im Frühling 2020 möglichst die gesamte Bevölkerung zu Hause einsperren. Bis heute setzte sich diese Allianz der Bedenkenräger erstaunlicherweise durch, obwohl die von Berset und seinen Mitstreitern vertretenen Horrorszenarien nie eingetroffen und die Fallzahlen seit Wochen und Monaten auf Talfahrt sind.

Es gibt ein probates Mittel, um alle im Bundesrat auf Kurs zu bringen: die sogenannten Indiskretionen. Seit Beginn der Pandemie sickert fast jedes Corona-Papier, jeder Antrag an auserlesene Medien durch. Berset hat sich darüber im Buch von Felix E. Müller, ehemals Chefredaktor der *NZZ am Sonntag*, auch schon beklagt. Es sei vorgekommen, dass ein vertraulicher Antrag, den man an die Kolleginnen und Kollegen schickte, wenige Stunden später in den Medien erschienen sei – aber mit falschen Schlussfolgerungen. Vom öffentli-

chen Druck, der aus solchen undichten Stellen resultiert, lassen sich die einzelnen Bundesräte mehr leiten, als sie zugeben.

Viele machen für diese Indiskretionen Gewährsleute von Berset verantwortlich, weil dieser im Bundesrat die Wünsche und Empfehlungen der Covid-Task-Force und seines Bundesamts für Gesundheit (BAG) durchdrücken will. Allerdings ist auch Verteidigungsministerin Viola Amherd nicht über jeden Verdacht erhaben. Sie hat sich im Bundesrat im linken Lager eingerichtet. Laut Eingeweihten will sie bei den Corona-Massnahmen zuweilen weiter gehen als der Gesundheitsminister. Besonders wenn es darum geht, SVP-Bundesräte schlecht aussehen zu lassen, weil diese gegen Verschärfungen sind und Lockerungen verlangen, gilt ihr näheres Umfeld als erste Adresse bei Indiskretionen.

Die Bundesräte pflegen deshalb alles andere als ein entspanntes Verhältnis zueinander. Das gegenseitige Misstrauen ist gross. Es herrsche kalter Krieg, sagen Eingeweihte. Das Gremium funktioniere wie sieben Einzelmasken mit jeweils eigener Agenda. Dazu kommen Verteilungskämpfe. Vor allem Berset, Parmelin und Maurer stehen im Schaufenster. Andere wie Justizministerin Karin Keller-Sutter (FDP) finden in der Öffentlichkeit fast nicht mehr statt. Das kann manchmal auch Frustrationen auslösen.

Vor diesem Hintergrund überrascht es nicht, dass sich jetzt das Parlament verstärkt einmischte. Die gesundheitspolitische Kommission des Nationalrats hat vergangene Woche Anträge abgesehen, mit denen man der Landesregierung das Heft aus der Hand nehmen will. SVP-Nationalrätin Magdalena Martullo-Blocher will in der wirtschaftspolitischen Kommission (WAK) mit einem Antrag die Alleinherrschaft des Bundesrates bei der Festlegung des Corona-Regimes beenden. Man könnte hier von einem Misstrauensvotum sprechen.

In einem parlamentarischen System würden die Regierungsvertreter wohl stärker unter Beschuss geraten. Bei uns wurstelt sich aber der Bundesrat kollegial einfach bis zur nächsten Sitzung durch.



# BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Wo stehen die SRG-Journalisten politisch? Links, besagt eine Studie von 2017. Fast drei Viertel der Befragten verorteten sich dort. 160 000 Franken liess der Nationalfonds für die Untersuchung springen. Das Ergebnis hätte man auch billiger haben können. Es reicht, den Fernseher oder das Radio anzuschalten.

Ein Beispiel vom Wochenende: In der Sendung «Zwischenhalt» auf SRF 1 ging es um eine Kampagne der kirchlichen Hilfswerke Brot für alle und Fastenopfer. Diese sammeln Geld, um die sogenannte Klimagerechtigkeit zu fördern. In den Worten von SRF: «Unser CO<sub>2</sub>-Ausstoss bewirkt Zerstörung auf der Südhalbkugel.»

Die Hilfswerke wollen mit einer Petition erreichen, dass die Nationalbank auf Investitionen in fossile Energien verzichtet. Was sagt die Nationalbank zum Vorwurf, sie würde mit ihrer Anlagepolitik die «Zerstörung auf der Südhalbkugel» vorantreiben? Es muss offenbleiben. Sie erhielt in dem sechsminütigen Bericht kein Gehör.

Möglicherweise hat sie gute Argumente gegen die Forderung der Hilfswerke. Erst im November kam es zur Abstimmung über die Kriegsgeschäfte-Initiative. Man wollte der Nationalbank verbieten, in Rüstungskonzernen zu investieren. Die Nationalbank lehnte das Ansinnen ab, ebenso die Stimmbürger. Auch davon erfuhren die Zuhörer nichts.

Man konnte meinen, die SRF-Spendenaktion «Jeder Rappen zählt» sei von der Weihnachts- in die Fastenzeit verlegt worden. Der Beitrag war ein einziger Werbespot für die beiden Hilfswerke. Um immerhin den Anschein journalistischer Distanz zu wahren, kam die Kritik am politischen En-

gagement der Kirchen und deren Organisationen kurz zur Sprache. Die Hilfswerk-Vertreter durften diese unwidersprochen zurückweisen.

Am selben Tag sagte SRF-Direktorin Nathalie Wappler in der NZZ: «Die politische Ausgewogenheit ist bei uns schon lange durch das Sachgerechtigkeitsgebot vorgegeben.» Dienstfertig wie ein Mediensprecher vertwiterte «Arena»-Moderator Sandro Brotz den

## *Dienstfertig wie ein Mediensprecher vertwiterte «Arena»-Moderator Brotz den PR-Satz seiner Chefin.*

PR-Satz seiner Chefin. Das Radio hatte er wahrscheinlich gerade ausgeschaltet. Wobei, eigentlich kann man diesen SRF-Klima-Beitrag sogar sachgerecht nennen: Er präsentierte sachlich und gerecht die Meinung der Hilfswerke.

Am 6. August 1806 legte Kaiser Franz II. die Krone des Heiligen Römischen Reichs nieder. 844 Jahre hatte dieses Reich bestanden. Zum Schluss interessierte es kaum noch jemanden. Goethe notierte an diesem Tag: «Zwiespalt des Bedienten und Kutschers auf dem Bocke, welcher uns mehr in Leidenschaft versetzt als die Spaltung des römischen Reiches. Im Gefälle den Pferden etwas Heu gegeben.»

Franz II. steht am Ende eines Imperiums. Damit gehört er zu einem exklusiven Klub. Romulus Augustulus (Römisches Reich) ist Mitglied, auch Yazdegerd III. (Sassanidenreich). Beide lebten vor vielen Jahrhunderten. Der Zusammenbruch eines Weltreichs hat Seltenheitswert. Und manch letzter Kaiser stirbt in der entscheidenden Schlacht, so wie Konstantin XI. (Byzantinisches Reich).

Umso erstaunlicher ist, dass ein Klubmitglied noch unter den Lebenden weilt. Am 26. Dezember 1991 hörte die Sowjetunion auf zu existieren. Ihr letzter Herrscher war Michail Gorbatschow. Am 2. März wird er neunzig Jahre alt. Das Interesse an seiner Person ist klein. Ist das eine Überraschung? Goethe, der so unberührt auf das Ende eines Reichs reagierte, hätte es wohl geahnt. Er war schliesslich Lyriker. Und es heisst ja: Geschichte reimt sich.

Die Börse, so sagt man, spiegelt die Erwartungen der Anleger. Die Zeitung, so kann man sagen, spiegelt die Erwartungen der Journalisten. Nimmt man die grossen Schweizer Zeitungen als Index, hat Donald Trump keine Zukunft mehr in der Politik.

Als er noch amerikanischer Präsident war, hielten sich NZZ und *Tages-Anzeiger* mit Kritik an Trumps demokratischen Gegnern auffällig zurück. Nun berichten sie ausführlich über das Fehlverhalten der Gouverneure Andrew Cuomo (New York) und Gavin Newsom (Kalifornien) in der Corona-Krise.

Auch wenn Schweizer Journalisten auf die amerikanische Politik nicht den geringsten Einfluss haben, sahen sie sich in der Vergangenheit als Teil des internationalen Widerstands gegen Trump. Wer diese Formulierung für übertrieben hält, schau sich einmal den Twitter-Kanal von «10 vor 10»-Moderator Arthur Honegger an.

Dieser Eifer trübte oft genug die Urteilskraft, angefangen bei der Einschätzung von Trumps Wahlchancen im Jahr 2016. Die gegenwärtige *laid-back*-Haltung in den Redaktionen muss deshalb stutzig machen: Ist Trump etwa eine unterbewertete Aktie?

# Aufbruch im Paradies

Österreichs Regierung hat das Bundesland Tirol wegen Corona militärpolizeilich abgeriegelt. Die Medien applaudieren. In den wunderschönen Berglandschaften regt sich gerechter Zorn.

Erik Ebnetter und Roger Köppel

Am Ende unserer Reise durch Tirol steht ein maskierter Militärpolizist. An seinem Gurt hängt eine Pistole. Es ist acht Uhr abends, eine Taschenlampe leuchtet auf. Ein Hauch von Gazastreifen liegt in der Luft.

«Testergebnis und Ausweis, bitte.»

Wer Tirol verlässt, muss negativ auf Corona getestet sein. Höchstens 48 Stunden dürfen zwischen Ergebnis und Reise liegen. Ohne Nachweis wird einem die Weiterfahrt nach Vorarlberg verweigert. Die Alpenperle Tirol ist heute, auf Befehl aus Wien, eine Art militärisches Sperrgebiet.

750 000 Einwohner leben in dem österreichischen Bundesland. Seit dem 12. Februar ist ihre Heimat abgeriegelt. Bereits hat die Bundesregierung die Massnahme verlängert, vorerst bis zum 3. März. Der Grund ist die südafrikanische Virusmutation, die in Tirol aufgetreten ist.

Auf die Schweiz umgelegt, würde das bedeuten: Die Armee hätte die Ausgänge aus dem Wallis gesperrt, als im Januar in Verbier die britische Corona-Variante grassierte – ohne zu wissen, wie gefährlich diese Virusvariante wirklich ist. Schwerebewaffnete hinter Masken an einer innerschweizerischen Kantonsgrenze: Kann man sich das vorstellen?

## Kinder auf Sklavenmärkten

Eigentlich ist es noch verrückter: Nur Vorarlberg verzeichnet dieser Tage pro Kopf weniger Ansteckungen mit dem Coronavirus als Tirol. Die Auslastung der Spitalbetten liegt im bundesweiten Schnitt. Offenbar ist die Südafrika-Variante weniger gefährlich als angenommen. Trotzdem bleibt Tirol abgeschottet, auf Geheiß der Bundesregierung um Kanzler Sebastian Kurz (ÖVP). Als treibende Kraft im Kabinett gilt Gesundheitsminister Rudolf Anschober (Grüne).

Die Gesamtbilanz bestätigt die Momentaufnahme: Tirol hat relativ zur Bevölkerungszahl weniger Corona-Tote zu beklagen als Österreich. Man steht besser da als fünf von neun Bundesländern. Nie waren die Spitäler überlastet. Warum also greift Wien gerade in Tirol

mit solcher Härte durch? Und vor allem: Wie sehen es die Drangsalierten selber?

Wir haben uns einen Tag lang vor Ort umgeschaut, mit Politikern, Unternehmern, Medizinern und Touristikern gesprochen. Das Fazit vorweg: Die Politik schießt mit Kanonen auf Spatzen. Oder genauer: mit Pistolen auf Viren.

Es ist eine giftige Mischung aus Ablenkung und Vergeltung. Auch Neid auf die erfolg-



«Rolle des Sündenbocks»: Tourismus-Pionier Parth.

reichen, eigenwilligen und stolzen Tiroler dürfte eine Rolle spielen.

Das Land hat einen beeindruckenden Aufstieg hinter sich. Noch vor drei Generationen waren manche Bergbauern zu arm, um ihre Familien zu ernähren. Viele Kinder mussten sich in Oberschwaben verdingen, feilgeboten an eigentlichen Sklavenmärkten.

Heute gehört Tirol zu den wirtschaftlich stärksten Regionen Österreichs. Seit der Jahrhundertwende ist nur das benachbarte Vorarlberg mehr gewachsen.

Es lebt sich gut in Tirol. Dass man hier Ski fahren darf trotz Lockdown, stört viele Bewohner im flachen Osten der Republik. War es nicht Ischgl, wo es vor einem Jahr losging mit der Pandemie? Und nun lassen die Tiroler die Bahnen einfach wieder laufen, als sei nichts gewesen?

Das Gesundheitsministerium in Wien erlässt eine schikanöse Auflage nach der anderen. In-

zwischen haben erste Skistationen kapituliert und den Betrieb eingestellt.

In Tirol kursiert dieser Tage eine Handy-Nachricht. Sie fasst die Situation so zusammen: «Resi, die Skifahrerin, darf ohne Test mit der Gondel hoch und trifft oben ihre Freundin Tanja, die mit den Tourenski zur Bergstation aufgestiegen ist. Während Tanja nun mit ihren Tourenski die Piste abfahren darf, darf Resi nur abseits der Piste oder wieder mit der Gondel runter. Würde Resi einen Covid-Schnelltest in der Schule gemacht haben, würde ihr dieser nichts nützen, denn zum Skifahren braucht es einen PCR-Test. Um mit der halben Klasse im Unterricht zu sitzen, reicht der Covid-Schnelltest aber aus.»

## Gemeingefährliches Ausland

Viele Journalisten unterstützen die Regierung, wo sie nur können. Manchmal ist das unfreiwillig komisch. Ein ORF-Moderator sagte kürzlich: «Wer von Tirol nach Österreich ausreisen will, braucht einen negativen Corona-Test.» Tirol gilt im öffentlich-rechtlichen Fernsehen schon als gemeingefährliches Ausland.

Der bekannteste ORF-Moderator, Armin Wolf, ein Innsbrucker, also Tiroler, der schon lange in Wien lebt, kennt mit den Tirolern kein Erbarmen. Er hat das Thema seines Lebens ge-

## Die Politik schießt mit Kanonen auf Spatzen. Oder genauer: mit Pistolen auf Viren.

funden: Ischgl, Ischgl, Ischgl. Und wenn Ischgl einmal zu wenig hergibt, geht es um Tirol im Allgemeinen. Die alte Heimat kann Armin Wolf nichts schlecht genug machen.

Auch Schweizer Medien beteiligen sich an dem unfrohlichen Tirol-Bashing. Die *NZZ am Sonntag* widmete dem Bundesland vor zehn Tagen ihre ganze Seite drei. Der Titel des Artikels lautete: «Die Selbstgerechten wachen auf». Gemeint waren die bösen Tiroler.

Am Montag legte der *Tages-Anzeiger* nach. Ebenfalls ganzseitig wird Tirol abgekanzelt. Es





Mit Fleiss und Geschick zum Wirtschaftswunder.

heisst dort: «Tirol ist ein katholisches, konservatives Bollwerk, regiert von einem erfahrenen Macher mit Handschlagqualität, dominiert von einer Lobby mächtiger Unternehmer. Die sind organisiert in der Adlerrunde, einer Art Geheimloge.»

Die Tiroler halten dagegen. Einer von ihnen ist ÖVP-Nationalrat Franz Hörl, der die Seilbahnwirtschaft vertritt. Als der Bund mit der Abriegelung auch eine Reisewarnung für Tirol ausgab, sprach er im ORF von einem «Rülpser aus Wien». Hörl gehört zur ÖVP von Kanzler Kurz. Das Beispiel zeigt: Es brodelt in Tirol.

Schon vorher hatte der Tiroler Wirtschaftskammerpräsident Christoph Walser (ÖVP) mitgeteilt, die Tiroler könnten den Transitverkehr durch Tirol auch umleiten. Man durfte das als Drohung verstehen. Allein über den Brenner fahren jährlich 2,4 Millionen Lastwagen.



Wie eingefroren:  
Après-Ski-Mekka Ischgl.

Landeshauptmann Günther Platter (ÖVP), ein ehemaliger Polizist, der Tirol seit 2008 regiert, spricht auf Anfrage der *Weltwoche* von einem «ordentlichen Miteinander» zwischen Bund und Land. Und fügt spitz hinzu: «Natürlich sind wir nicht immer einer Meinung.» Das Virus werde sich «nicht von Grenzschliessungen aufhalten lassen».

### Geisterstadt in den Alpen

Die erste Station unserer Reise führt uns nach Ischgl im Westen des Landes, an der Grenze zur Schweiz. Hinter den Bergen – Flimspitz, Greitspitz – liegt Samnaun. Die beiden Orte bilden das grösste Skigebiet der Ostalpen.

Ischgl gilt als ein Ground Zero der Pandemie in Europa. Rund 10 000 Menschen sollen sich im Frühjahr 2020 hier und in der Umgebung angesteckt haben. Verlässliche Zahlen fehlen.

Eine Expertenkommission hat im Herbst einen 287-seitigen Untersuchungsbericht über die Ereignisse in Ischgl vorgelegt. Was in anderen Skigebieten geschah, wird wohl ungeklärt bleiben. Das ist typisch: Ein Journalist sagte einmal, er müsse «Ischgl» in die Schlagzeile schreiben, sonst lese den Artikel niemand.

Das entscheidende Datum im Frühjahr 2020 war der Freitag, 13. März. An diesem Tag stellte Kanzler Kurz die Gemeinde unter Quarantäne. Seither ist Ischgl als Sodom und Gomorrha des 21. Jahrhunderts verschrien. Sammelklagen laufen. Wie jede Krise braucht auch die Corona-Pandemie einen Schuldigen. Viele meinen, ihn mit Ischgl gefunden zu haben.

Ein Jahr später wirkt das Dorf wie eingefroren. Der Parkplatz vor der Talstation ist leer, auf den Strassen niemand zu sehen. Ischgl liegt unberührt im Schnee, eine Geisterstadt in den Alpen.

Wir sind verabredet mit Hannes Parth. Über dreissig Jahre führte er die Seilbahngesellschaft im Ort, bis er 2018 in Pension ging. Parth, 65, ist in Ischgl aufgewachsen, in einfachen Verhältnissen mit fünf Geschwistern. Seine Geschichte ist die Geschichte seiner Heimat.

Lange ein Bergbauerdorf, entwickelte sich Ischgl erst in den vergangenen Jahrzehnten zum Tourismuszentrum. Inzwischen kommt die Gemeinde mit 1500 Einwohnern auf 1,5 Millionen Logiernächte pro Jahr. Zum Vergleich: Davos – 11 000 Einwohner, seit dem 19. Jahrhundert als Kurort bekannt – verzeichnet 900 000 Logiernächte.

Dieser Erfolg war keineswegs vorgegeben. Die erste Seilbahn Ischgl's entstand in den frühen sechziger Jahren mit Geldern des Marshallplans. Kurz vor der Eröffnung riss ein Seil. Eigentlich hätten die Schulkinder, darunter Parth, an einer Probefahrt teilnehmen sollen. Die Katastrophe blieb aus. Der Wiederaufbau der Anlage wurde zum finanziellen Kraftakt.

Als Parth in den achtziger Jahren in die Gesellschaft eintrat, waren deren Schulden doppelt so hoch wie der Umsatz. Heute sind die Schulden getilgt, und der Umsatz beläuft sich auf achtzig Millionen Euro im Jahr. Das macht Ischgl's Seilbahngesellschaft, früher ein kleiner Player, zur Nummer eins in Österreich. >>>



«Andreas-Hofer-Mentalität»: Bürgermeister Weirather.

«Ich glaube, wir haben für unseren Erfolg jetzt in der Pandemie einen Preis bezahlt», sagt Parth. «Man hat uns die Rolle des Sündenbocks noch so gern zugeschoben. Corona war im März 2020 auch an anderen Orten verbreitet. Aber bis heute reden alle nur von Ischgl.»

### Schlagerparty und Spitzengastronomie

Das hängt auch mit Ischgl's Bild als Après-Ski-Hauptstadt der Alpen zusammen. Wo die Leute dicht beieinander stehen, verbreitet sich ein Virus schneller. Tatsächlich gehört der Party-Tourismus in Ischgl zum Programm, doch das gilt auch für andere Skiorte wie das nahe St. Anton am Arlberg.

Parth stört sich an der pauschalen Verdammung von Après-Ski, wie sie jetzt beliebt ist: «Das Zusammensein nach dem Sport ist doch etwas Schönes. Wo sonst sitzt ein Siebzehnjähriger neben einem Siebzigjährigen, ohne dass sich der eine wie der andere fehl am Platz fühlt?»

Wer Ischgl mit Halligalli gleichsetzt, macht es sich zu einfach. Der «Gault Millau» hat neun Restaurants im Ort ausgezeichnet. Schlagerparty und Spitzengastronomie ergänzen sich

### Noch vor zwei Generationen war Ischgl ein verschlafenes Nest. Heute tritt hier Bob Dylan auf.

hier. Ein langjähriger Gast beschreibt das Ischgl-Feeling so: «Man tanzt bis sieben Uhr abends mit den Skischuhen auf den Tischen, geht zurück ins Hotel, macht sich frisch und ist um halb neun zurück am selben Tisch, auf dem nun ein weisses Tischtuch liegt.»

Parth erzählt es ähnlich, mit einer Einschränkung: Manche Après-Ski-Lokale würden inzwischen zu lange offen bleiben. Man habe es teilweise übertrieben. Trotzdem ist er stolz auf das Erreichte. Noch vor zwei Generationen war Ischgl ein verschlafenes Nest. Heute treten hier Elton John, Rihanna und Bob Dylan auf.

Am meisten ärgert Parth der Vorwurf, die neureichen Ischgl'er dächten nur an Profit, hätten deshalb alle Warnungen vor dem Virus ig-

noriiert und Bahnen und Bars offen gelassen. Früh schon war davon die Rede. Die *Süddeutsche Zeitung* überschrieb im März 2020 einen Artikel über Ischgl mit den Worten: «Wo die Gier feiert». Damit war der Ton gesetzt. «Ischgl steht für Gier und Versagen», war noch kürzlich im *Standard* aus Wien zu lesen.

Parth, eigentlich ein ruhiger Mann, wirkt nun ehrlich empört: «Als ob es für uns eine Rolle gespielt hätte, zwei Tage früher oder später dichtzumachen!» Tatsächlich stützt der umfassende Bericht der Expertenkommission diese Aussage.

So hiess es, die Tourismuswirtschaft habe Druck auf die Entscheidungsträger ausgeübt. Dieser Vorwurf hat sich als haltlos erwiesen. Richtig ist, dass in Ischgl die Saison zu lange weiterging. Die Verantwortung dafür liegt bei den Bundesbehörden. Sie sind im Pandemiefall zuständig für Betriebsschliessungen. Die Bars in Ischgl blieben sogar offen, nachdem dort erste Ansteckungen bekanntgeworden waren. Man hat das Problem in Wien lange unterschätzt.

Die Bundesregierung spielte in der ganzen Sache eine unglückliche Rolle. Die Anordnung der Quarantäne am 13. März 2020 erreichte Ischgl ohne Vorankündigung via Medien. Es gab keine Konzepte. Bevor man die Anordnung umsetzen konnte, waren viele Touristen über alle Berge. Wenn man in Wien nun mit dem Finger auf Ischgl zeigt, lenkt man so von diesen Fehlern ab.

Ein Jahr später spricht Parth von einer «eigenartigen Stimmung zwischen Resignation und Depression». Seine Frau und ein Sohn betreiben eine Pension mit fünfzig Betten. Diese ist geschlossen, wie alle Hotels in Österreich. «Ischgl übersteht einen Winter ohne Touristen», so Parth. «Einen zweiten solchen Winter zu überstehen, wäre ungleich schwieriger.»

Der Lockdown trifft Tirol härter als den Rest der Republik. Das Land kommt auf 50 Millionen Logiernächte im Jahr, mehr als doppelt so viele wie das zweitplatzierte Salzburg. 33 Prozent der Wertschöpfung entfallen direkt oder indirekt auf den Tourismus.

Weil die Wintersaison umsatzstärker ist als die Sommersaison, leidet Tirol zusätzlich. Die Einbrüche sind hier auch relativ höher als in den meisten anderen Ferienregionen Österreichs. Die Wiener Corona-Politik gefährdet das Tiroler Erfolgsmodell.

### Bilderberger von Tirol

Wir verlassen Ischgl und fahren nach Imst. Dort betreibt Alois Schranz eine Klinik, wo vor allem Sportunfälle behandelt werden. Auch hier ist es ruhiger als in normalen Saisons, selbst wenn gegenüber ein Testzentrum eingerichtet ist. Schranz, ein freundlicher, umgänglicher Mann, macht selber bis zu fünfzig Abstriche täglich. «Ich mag den Kontakt mit Menschen.»

In den vergangenen zwanzig Jahren hat Schranz, 61, mit zwei Partnern eine ganze Klinikgruppe aufgebaut, mit Aussenstellen in Sölden und im Zillertal. Zuvor, in den neunziger Jahren, zur Zeit des zweiten Golfkriegs, hatte er das grösste Flüchtlingshospital im Iran geleitet. Er war verantwortlich für die medizinische Versorgung von 50 000 Menschen.

Am 14. März 2020, einen Tag nachdem Kanzler Kurz die Quarantäne verhängt hatte, erhielt Schranz einen Anruf von Landeshauptmann Platter, mit dem er befreundet ist. Platter bat Schranz zu sich. «Ich dachte, ich sei in vier Stunden wieder hier im Büro», erinnert er sich. «Stattdessen blieb ich sechs Wochen weg.»

Als erfahrener Krisenmanager beriet Schranz die Landesregierung. Weil er gleichzeitig Vizepräsident der sogenannten Adlerrunde ist, hiess es bald, die Wirtschaft habe die Politik gekapert. Manche Medien schildern den Unternehmerklub als Schattenregierung des Lan-



Lokalpatriotismus: Erika und Gerhard Swarovski.

des, als Bilderberger von Tirol. «Das ist völlig abstrus», sagt Schranz.

Er selber beschreibt die Adlerrunde, benannt nach dem Tiroler Wappenvogel, als «transparente Vereinigung von Unternehmern mit dem Ziel, das Land wirtschaftlich zu stärken». Regelmässig lade man Politiker aller Parteien zu Gesprächen ein. Politisch stehe man eher den bürgerlichen als den linken Parteien nahe. «Das liegt in der Natur der Sache.»

### Erinnerungen an den Lawinenwinter

Die strenge Lockdown-Politik sieht die Adlerrunde kritisch. Schon im Mai 2020 forderte man: «Raus aus der Lethargie». Ob die gegenwärtige Abriegelung von Tirol medizinisch geboten sei, lässt Mediziner Schranz offen. «Die Frage ist berechtigt», meint er vielsagend.

Abriegelungen sind ein heikles Thema in Tirol. Im Lawinenwinter 1999 waren Ischgl und das Tal Paznaun von der Umwelt abgeschnitten. Die österreichischen Behörden organisierten mit Hilfe Frankreichs und Deutschlands eine Luftbrücke und evakuierten 13 000 Touristen. Viele Gäste aus dem Ausland wollten nur noch



weg aus dem engen Tal. Wäre es diesmal anders gewesen? «Hätte man im März 2020 das Paznaun gesperrt, wäre die Situation wahrscheinlich eskaliert», sagt Schranz.

Eine andere Erinnerung wiegt noch schwerer. 1919 wurde Tirol entzweit: Der nördliche Teil ging an Österreich, der südliche an Italien. Bis heute ist die Region ein Kulturraum geblieben. Das Andreas-Hofer-Lied, benannt nach dem Tiroler Freiheitshelden, ist im Norden die offizielle, im Süden die inoffizielle Landeshymne. Beliebt ist auch der Marsch «Dem Land Tirol die Treue». Es beklagt die Teilung.

Was zeichnet die Tiroler aus? Schranz sagt: «Die Menschen hier sind tourismusbedingt sehr weltoffen. Sie haben es nach Jahrhunderten kargen Bergbauernndaseins zu Wohlstand gebracht, das Land positiv weiterentwickelt.» Er beschreibt die Tiroler als gelungene Mischung von Bajuwaren und Rätoromanen: «aus beiden Welten das Beste».

### Ewiger Aufreger

Imsts Bürgermeister Stefan Weirather (ÖVP), der zum Gespräch in die Klinik gekommen ist, schildert die Menschen seiner Heimat vor allem als Pragmatiker: «Man passt sich den Gegebenheiten an, macht das Beste daraus.»

Und was ist mit dem Protest gegen die Abriegelung? Weirather sieht darin keinen Widerspruch zu diesem Tiroler Pragmatismus, im Gegenteil: «Die Leute in Wien müssen merken, wenn wir hier ein Problem haben. Dafür braucht es manchmal klare Ansagen.» Er nennt das die «Andreas-Hofer-Mentalität».

Beide, Schranz und Weirather, beurteilen Kanzler Kurz in der Pandemie als «bemüht». Das ist kein echtes Lob, aber auch keine echte Kritik. Kritisch sehen sie Bayerns Ministerpräsidenten Markus Söder. Dieser schloss im Windschatten Wiens die Grenzen zu Tirol, besteht aber auf freier Fahrt für deutsche Lastwagen. Das nehmen ihm viele Tiroler übel. Die schlechte Luft im Tal ist ein ewiger Aufreger.

Schon Andreas Hofer kämpfte gegen die Bayern, als diese mit den Franzosen das Land besetzten. 1809 kam es zum Volksaufstand. Heute unterscheidet sich das Bayern-Bild der Tiroler stark vom Bayern-Bild der Deutschen.

In Deutschland gelten Bayern als konservative, gemütliche, inzwischen reiche Bergler – als Tiroler Deutschlands sozusagen. In Tirol haben Bayern eher den Ruf von Preussen, die sich mit kühler Arroganz über lokale Gepflogenheiten hinwegsetzen. «Piefke» ist hier ein beliebtes Schmähwort für Deutsche. Gemeint sein können damit auch Bayern.

Schranz redet lieber über die westlichen Nachbarn. Zum Abschied sagt er: «Die Tiroler sind die Schweizer Österreichs.»

Wir fahren durch das Inntal nach Osten, an Innsbruck vorbei, in die Nähe des Bezirks Schwaz, wo die südafrikanische Virusvariante

umgeht. Einige Gastronomen aus der Umgebung waren zum Golfspielen nach Südafrika gereist und werden nun verdächtigt, das Virus eingeschleppt zu haben. Der Trip passt ins Bild, das viele Journalisten von den Tirolern zeichnen: reich und unbelehrbar.

### Archetyp des zähen Tirolers

Wie schätzen reiche Tiroler die Lage ein? In Reith im Alpbachtal – dem Blumendorf Österreichs – besuchen wir Erika und Gerhard Swarovski.

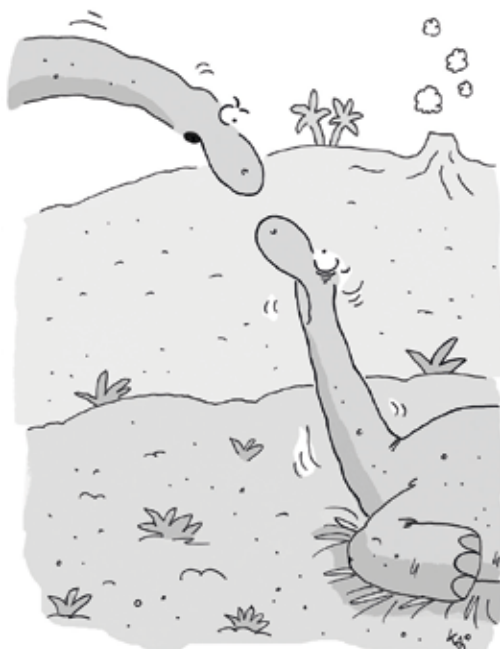
Die Firma Swarovski ist die grösste Arbeitgeberin in Tirol. Gerhards Urgrossvater Daniel, aus Böhmen stammend, gründete hier 1895 eine Glasschleiferei. Heute beschäftigt Swarovski weltweit über 30 000 Mitarbeiter und

### Das Beispiel Swarovski zeigt, wie man von den Bergen aus den Weltmarkt erobern kann.

erzielt einen Umsatz von 3,5 Milliarden Euro im Jahr. Das Beispiel zeigt, wie man von den Bergen aus den Weltmarkt erobern kann.

Gerhard Swarovski schildert die Tiroler als fleissige, geschickte Menschen. «Ohne die Leute vor Ort wäre der Aufstieg unseres Unternehmens niemals möglich gewesen.» Als besonders tüchtig hebt er die Bewohner des Zillertals hervor. Dort leben seit 1869 wieder Protestanten. Gut dreissig Jahre zuvor waren sie noch vertrieben worden.

Als Archetyp des zähen Tirolers nennt Swarovski den Extrembergsteiger Hermann Buhl. Aufgewachsen in einem Waisenhaus, galt Buhl in seiner Kindheit als schwächlich. Später gelang ihm die Erstbesteigung des Nanga Par-



„Kein Wunder, dass wir bald aussterben, wenn du dich immer auf die Eier setzt.“



«Aus beiden Welten das Beste»: Klinik-Leiter Schranz.

bat (8125 Meter über Meer). Zur ersten Alleinbegehung der Piz-Badile-Nordostwand im Bergell soll er mit dem Velo aus Tirol angereist und am selben Abend wieder zurückgefahren sein. Als ihn dabei der Schlaf übermannte, landete er angeblich im Inn.

### Rundungemälde für Freiheitskämpfer

Erika Swarovski, eine gebürtige Salzburgerin, ergänzt: «Die Tiroler sind freiheitsliebend und heimatverbunden, wahrscheinlich stärker noch als die übrigen Österreicher.» Sie erwähnt den legendären Landeshauptmann Eduard Wallnöfer (ÖVP), einen gebürtigen Südtiroler, der von 1963 bis 1987 regierte. Wenn es wieder einmal Probleme mit Wien gab, soll er gesagt haben: «Zur Not haben wir ja noch unsere Schützen.»

Damit wir ein Gefühl für diesen Lokalpatriotismus bekämen, empfiehlt sie uns einen Besuch des Kaiserjägermuseums. Ein tausend Quadratmeter grosses 360-Grad-Rundungemälde zeigt dort die Schlacht am Bergisel von 1809, als die Tiroler Freiheitskämpfer, angeführt von Andreas Hofer, die Bayern und Franzosen vertrieben. Wer so etwas aufstellt, muss sein Land lieben.

Was ihnen hier besonders gefalle, sei die Natur, sagen die Swarovskis. Gerade in der Pandemie sei sie ein Segen. Tirol hat die zweitiefste Bevölkerungsdichte Österreichs. Wenn man sich irgendwo aus dem Weg gehen, Social-Distancing-Regeln einhalten kann, dann in einer solchen Gegend. Man trifft sich draussen, wo die Gefahr einer Ansteckung geringer ist als in einer Stadtwohnung.

Unser Eindruck verfestigt sich: Die Tiroler haben in dieser Zauberlandschaft mit Fleiss und Geschick ein Wirtschaftswunder geschaffen, sind gastfreundlich und weltoffen. Doch wenn Auswärtige meinen, sie wüssten besser, was den Einheimischen frommt, wehren sie sich. Kann es ihnen jemand verargen?

Inzwischen ist es Abend geworden. Wir müssen uns auf den Rückweg machen, in Tirol gilt ein Ausgehverbot ab 20 Uhr. An der Grenze zu Vorarlberg erwartet uns ein Militärpolizist. Nach kurzer Prüfung der Papiere lässt er uns weiterfahren. Wir lassen ein Paradies zurück.

## PERSONENKONTROLLE

# Sommaruga, Frederiksen, von Graffenried, Pfister, Aeschi, Röstli, Berset, Bächtold, Harris, Guzmán, Coronel Aispuro



*Gegenwind:* Mitte-Parteichef Pfister.



*Immo-Scout:* US-Vize Harris.

**Simonetta Sommaruga**, Unterbeschäftigte, hat ein neues Ämtchen an Land gezogen. Die SP-Bundesrätin ist neu Mitglied der Global Commission on People-Centred Clean Energy Transitions bei der Internationalen Energieagentur. Das Gremium steht unter der Schirmherrschaft der dänischen Premierministerin **Mette Frederiksen** und will Empfehlungen für die im November 2021 stattfindende Klimakonferenz COP26 in Glasgow erarbeiten. Wir stellen uns die Frage: Ist Sommaruga mit ihrem Monster-Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation so wenig ausgelastet, dass sie sich der klimaschädlichen Reisediplomatie hingeben muss? (*hmo*)

**Alec von Graffenried**, Krösus, kann ein weiteres Schmuckstück für die von ihm präsidierte Stadt Bern ankündigen. Es geht um die Haltestelle «Lindenhofspital», die heute zum grossen Missfallen des Publikums nur mit Sitzbänken ausgestattet ist. Dieser Missstand soll nun beseitigt und die Haltestelle mit zwei Wartehäuschen des Typs «Stadt Bern» versehen – man könnte auch sagen: vergoldet – werden. Für das Bauprojekt hat die Stadtregierung sage und schreibe 1,15 Millionen Franken bewilligt. (*fon*)

**Gerhard Pfister**, Shutdown-Scharfmacher, unterstützt vehement die bundesrätliche Covid-19-Politik. Umso bedeutsamer ist es, dass in der Gesundheitskommission fast alle Vertreter von Pfisters Mitte-Partei den Aufstand proben. Sie haben einem Antrag der SVP um **Thomas Aeschi** und **Albert Röstli** zugestimmt, den Bundesrat per Gesetzesänderung zur raschen Öffnung zu zwingen. Das klare Verdikt (14:9) ist nicht nur eine Klatsche für Bundesrat **Alain Berset** (SP), sondern auch für dessen Paladine im Parlament um Mitte-Parteichef Pfister. (*fsc*)

**Leroy Bächtold**, Unterschriftenkönig, übergab dem Bundesrat kürzlich die Petition «Stopp Lockdown!» mit rund 250 000 Unterschriften. Verlangt wird, dass Gastrobetriebe, Einkaufsläden, Freizeit- und Sportanlagen mit Schutzkonzepten geöffnet werden. Und zwar «per sofort», wie der 27-jährige Jungfreisinnige betont. Für ihn heisst das: Terrassen sind per 1. März zu bewirten, Innenbereiche am besten auch. Eine Mehrheit der Kantonsregierungen folgt einer rascheren Exit-Strategie. Wie der Bundesrat entscheidet, war vor Redaktionsschluss nicht bekannt. Für Bächtold war aber bereits klar: «Wenn so viele Unterschriften nichts nützen, weiss ich auch nicht weiter.» Als Bürger habe er seine politischen Trümpfe ausgeschöpft. «Dann käme wirklich nur noch Druck aus der Zivilbevölkerung in Frage.» (*zt*)

**Kamala Harris**, Kapitalistin, hat ein Händchen für Immobilien. Keinen Monat nachdem die US-Vizepräsidentin nach Washington gezogen war, verkaufte sie ihr hundert Quadratmeter grosses *pied-à-terre* in San Francisco für 799 000 Dollar. Gezahlt hatte sie einst 489 000 Dollar. Die selbsternannte Sprecherin armer Amerikaner ist allerdings nicht auf ihren offiziellen Amtssitz angewiesen. Sie besitzt noch eine Wohnung in Washington und ein Haus in Los Angeles. (*ky*)

**Joaquín «El Chapo» Guzmán**, Staatsgast, lässt die Familie für sich arbeiten. **Emma Coronel Aispuro**, die Ehefrau des in US-Haft sitzenden ehemaligen Chefs des mexikanischen Sinaloa-Kartells, wurde am Flughafen Washington Dulles wegen Drogenvergehen verhaftet. «La Reinita», die kleine Königin, wird demnächst per Video vor Gericht erscheinen. Ihr doppelt so alter Ehemann wurde vor zwei Jahren in New York zu lebenslanger Haft verurteilt. (*ky*)

## Skandalöse Anreize

Vor einiger Zeit beantragte ein sechzigjähriger Flüchtling aus dem Tschad, der seit 25 Jahren in der Schweiz lebte und eine IV-Rente bezog, für seine zwei im Ausland lebenden Töchter eine Kinderrente. Die IV-Stelle in Bern lehnte diesen Antrag jedoch ab, weil die Kinder Tschaderinnen sind und ausserdem bei ihrer Mutter in Frankreich leben.

Der Bundesbeschluss über die Rechtsstellung der Flüchtlinge und Staatenlosen in der AHV und IV verlangt nämlich «Wohnsitz und gewöhnlichen Aufenthalt in der Schweiz für jede Person, für die eine Rente ausbezahlt wird». Der Tschader zog das Verfahren weiter. Vor etwa einem Jahr gab ihm das Bundesgericht recht. Die obersten Richter verwiesen auf die Genfer Flüchtlingskonvention. Demnach haben Flüchtlinge bei der sozialen Sicherheit die gleichen Rechte wie die Schweizer. Und die Flüchtlingskonvention stehe über unserem Recht.

Wenn man diesen Vorrang nicht wolle, müsse man dies explizit im Gesetz ausführen. So viel also zur Vorgeschichte.

Die Staatspolitische Kommission des Ständerates (SPK) erarbeitete daraufhin einen Erlass, dass der betreffende Bundesbeschluss über die Rechtsstellung der Flüchtlinge und Staatenlosen bei AHV und IV der Genfer Flüchtlingskonvention vorgeht.

Doch vor einigen Tagen beugte sich die Staatspolitische Kommission des Nationalrats über diese Geschichte – und lehnte diesen Vorstoss mit 17 zu 7 Stimmen ab. Ausser den SVP-Vertretern waren alle anwesenden SPK-Mitglieder dafür, Kindern von Flüchtlingen auch dann eine IV-Rente zu bezahlen, wenn sie im Ausland leben. Darunter auch die Mitte-Vertreter Marianne Binder-Keller oder Gerhard Pfister, die in der Öffentlichkeit gerne als Asyl-Hardliner auftreten. Ist damit nicht geradezu der Missbrauch programmiert? Eine Kontrolle ist nicht möglich. Und wer garantiert, dass die Gelder bei den Kindern im Ausland ankommen? Die Rente wird nämlich den in der Schweiz lebenden Flüchtlingseltern ausbezahlt.

Einmal mehr schaffen die Vertreter von Mitte-links gefährliche Anreize dazu, in der Schweiz Asyl zu beantragen und dann auch vom Sozialsystem zu profitieren.

Und dies in einer Zeit, in der die Menschen in der Schweiz entweder ihre Arbeit verlieren oder um ihre Stelle bangen müssen. *Hubert Mooser*



# Die andere Sicht

Die Weltwoche bereichert seit über 80 Jahren den Wettbewerb der Argumente durch die grösste Vielfalt an fundierten Meinungen. Sie schreibt und spricht aus, was andere nicht zu sagen wagen.

Überzeugen Sie sich selbst!



## Probeabo:

8 Ausgaben nur Fr. 38.–

Telefon 043 444 57 01

kundenservice@weltwoche.ch



## MÖRGELI

### Verhüllung – alles nur ein Witz?

Der *Tages-Anzeiger* schiesst aus allen Rohren gegen die Verhüllungsverbot-Initiative. Das ist dem Blatt unbenommen, nur sollte die verschossene Munition einigermaßen ernstfalltauglich sein. Doch ein Ernstfall ist die Verhüllungsverbot-Initiative für den *Tages-Anzeiger* mitnichten. «Ist alles nur ein Witz?», spotten Salome Müller und Philipp Loser. Weil sie Witz haben wollen, aber keinen haben, flüchten sie in Witzeleien.

Also alles nur ein Witz bei der erzwungenen Vollverschleierung von Frauen? Alles nur ein Witz beim extremen Islamismus, dessen Kennzeichen der Gesichtsschleier mit Sehschlitz ist? Alles nur ein Witz beim islamistischen Terror? Die vier Toten, die vor einigen Wochen in Wien umgebracht wurden, können sich zu diesem Witz nicht mehr äussern. Auch nicht die 86 Toten, die in Nizza am französischen Nationalfeiertag Opfer eines fanatisierten Lastwagenfahrers wurden. Oder die 32 durch Anhänger des Islamischen Staates (IS) ermordeten Menschen in Brüssel. Oder die 130 in Paris vom IS umgebrachten Menschen. 683 Verletzte und Verstümmelte könnten noch aussagen, inwiefern sie das Thema als «Witz» beurteilen.

Wo Schmerzen sind, ist Scherzen fehl am Platz. Der journalistisch saloppe Umgang des *Tages-Anzeigers* mit der islamistischen Bedrohung ist umso bemerkenswerter, als Journalisten deren beliebte Ziele sind. Beim Überfall auf die Satirezeitschrift *Charlie Hebdo* verloren 11 Menschen ihr Leben. Ihre Witzzeichnungen endeten so unwitzig wie nur möglich. Doch der *Tages-Anzeiger* treibt mit dem Entsetzen Scherz.

Seine angeblichen Witze richten sich selbstverständlich nicht gegen den Islamismus. Sie beschränken sich auf das Egerkinger Komitee. Und auf Walter Wobmann. Und auf die SVP. Denn das braucht weder Mut noch Humor. Über blöde Witze lachen die Blöden. Ist diese Witzigkeit nur noch Ausdruck der Verzweiflung? Wer so verkrampt einem Witz nachjagt, erwischt am Ende nur eine Dummheit. Immerhin setzen die zwei *Tagi*-Journalisten die Gesetze der Optik ausser Kraft: Nimmt man sie unter die Lupe, werden sie ganz klein.

Christoph Mörgeli

# Zeit für eine Männerquote

Wer in Zürichs Kulturszene eine Stelle will, sollte vor allem eines vermeiden: ein Mann zu sein.

Thomas Matter

**W**ir hören es seit Monaten und werden es in diesem Jubiläumsjahr noch oftmals hören: Es war eine Schande, dass den Schweizer Frauen das Stimmrecht so lange verweigert wurde. Und es gereiche uns zur Schande, dass die Gleichberechtigung der Geschlechter noch immer nicht verwirklicht sei. Tatsächlich scheint's mit dieser Gleichberechtigung arg zu hapern. Beispielsweise in Zürichs Kunst- und Kulturbetrieb.

Als oberste Verantwortliche wacht in der Stadt Zürich eine Frau über die Kultur: Stadtpräsidentin Corine Mauch (SP). Ihre Kulturabteilung erhält bald eine Co-Leitung von Rebekka Fässler und Murielle Perritaz. Die Direktorin des städtischen Museums Rietberg mit Kunst aus aller Welt heisst Annette Bhagwati. Das Nordamerika-Native-Museum führt Heidrun Löb. Im Cabaret Voltaire, untergebracht im Dada-Haus, amten Salome Hohl als Direktorin und Esther Widmer als Geschäftsleiterin. Das Theaterhaus Gessneralle rühmt sich einer Co-Leitung von drei Frauen, nämlich Michelle Akanji, Rabea Grand und Juliane Hahn.

Dem Filmpodium Zürich – auch das ein Kulturangebot von Corine Mauchs Präsidialdepartement – steht Corinne Siegrist-Oboussier vor, und das seit fast siebzehn Jahren. Das Kulturhaus lenkt Christine Ginsberg, das Literaturhaus am Limmatquai Gesa Schneider. Im Haus Konstruktiv fand sich folgende konstruktive Lösung: Sabine Schaschl (Direktorin), Manuela Nüesch (administrative Leitung), Evelyne Bu-

cher und Eliza Lips (Ausstellungen und Sammlungen), Nina Arnold (Direktionsassistentin), Flurina Ribi Forster und Olivia Kasper (Kommunikation), Joy Neri (Sponsoring), Ladina Gerber (Kunstvermittlung) sowie Martina Künzler und Sophia Vonbank (Empfang).

Das Theater am Neumarkt leiten Tine Milz, Julia Reichert und Hayat Erdogan; alle drei stammen aus Deutschland. Die oberste Führung der kantonalzürcherischen Kultur liegt bei Regierungsrätin Jacqueline Fehr (SP), ihre Fachstelle Kultur untersteht Madeleine Herzog, deren Stellvertreterin ist Lisa Fuchs, wissenschaftliche Mitarbeiterin Annick Bosshart und Leiterin des Förderteams Sabina Brunnschweiler. Als Intendantin dirigiert Ilona Schmiel die Zürcher Tonhalle. Zur Direktorin des Landesmuseums beziehungsweise Nationalmuseums wurde kürzlich Denise Tonella gewählt.

### Chancen bei der Abfallentsorgung

Und wie sieht es in der zweitgrössten Stadt des Kantons Zürich aus? An der Spitze des Bereichs Kultur der Stadt Winterthur kommandieren Nicole Kurmann und Stellvertreterin Doris Adam. Im insgesamt achtköpfigen Kultur-Team sitzen sieben Damen. Giella Rossi steht dem Kulturzentrum Alte Kaserne vor, Susanna Kumschick ist Co-Leiterin des Gewerbemuseums, und Daniela Zingg-Fraefel gebietet über das Naturmuseum in der Eulachstadt.

Mit einem Wort: Es ist wahrscheinlicher, dass es Goldvreneli regnet, als dass heutzutage ein Mann im Kulturkuchen des Kantons Zürich eine Stelle findet. Offenbar wäre es in diesem Bereich allerhöchste Zeit für die Einführung einer Männer-Mindestquote. Noch zielführender dürfte es für junge Männer allerdings sein, wenn sie auf ein geisteswissenschaftliches Studium oder auf die Absolvierung der Hochschule für Gestaltung und Kunst verzichten. Als Eisenleger oder Strassenbauer, bei Kanalisationsarbeiten oder bei der Abfallentsorgung wird ihnen gewiss keine Frau die Karriereplanung durchkreuzen.

Thomas Matter ist Unternehmer und SVP-Nationalrat.



„Sie leiden an akutem Menschlichkeitsmangel...“



# Das Virus ist die SVP

Das Problem ist nicht der weiche Lockdown, sondern Ueli, der Doppel-Maurer.



In Deutschland sind die Schulen noch zu. In der Schweiz sind die Schulen längst offen, obwohl die Kantone wenig bis nichts für das Retrofitten der Schulzimmer gemacht haben. Nicht einmal Lüftungsgeräte mit HP 14 Filtern und UV-Bestrahlung der Luft wurden installiert.

In Deutschland sind am 1. März noch immer noch alle Läden zu. In der Schweiz sind sie offen. Genau wie die Museen.

In der Schweiz sollten spätestens am 1. April 2021 die Aussenterrassen der Restaurants aufgehen. In Deutschland ist davon keine Rede sein.

In Deutschland sind alle Skigebiete zu. In der Schweiz sind sie offen. Und Kantone wie Graubünden kombinieren leicht bundesrechtswidrig offene Skigebiete mit offenen Terrassen und mehr Testen. Bisher verdammt erfolgreich. Wird die Armee in St. Moritz einmarschieren? Denkste, die Schweiz sitzt Konflikte aus. Der Walliser Geisterfahrer Darbellay drohte am Sonntag mit dem Öffnen der Terrassen ohne Testen. Alles undenkbar in Deutschland.

Viele Bundesländer in Deutschland haben mehr Einwohner als die Schweiz. Verglichen mit Alain Berset ist der rechte Markus Söder ein Hard-Core-Anti-Viren-Kämpfer.

Das Resultat: Deutschland hatte bisher pro 100 000 Einwohner nur halb so viel Infizierte wie die Schweiz. Zwischenstand von der Gräberfont: Und auch nur halb so viele Tote. Die Bundesregierung und die Bundesländer wollen die Zahl der Neuinfizierte auf 35 pro 100 000 Einwohner und Woche drücken.

Die Schweiz ist in Sachen Corona-Politik mehr Schweden als Deutschland. Deshalb haben wir in der Summe vergleichbar viele Neuinfizierte und Tote wie die Schweden, die jetzt die Schraube anziehen.

Die Schweizer Wirtschaft ging – entgegen der Erwartungen vieler – nicht in der Wäsche ein. Pharma-Unternehmen wie Roche boomen. Die auf Luxusuhren spezialisierten Schweizer Unternehmen erholen sich prächtig, weil

*Weil Maurer zu lange auf der Bremse stand, warten alle auf die längst überfälligen Entschädigungen.*

die Reichen und Superreichen weltweit in der Krise noch reicher wurden. Die krisenerprobte Maschinenindustrie hält sich über Wasser.

Stocksauer sind die kleinen und mittleren Einkommen, die mit nur 80 Prozent Kurzarbeitsentschädigung über die Runden kommen sollen. Sowie die Soloselbstständigen, die Betriebe der Event-, Gastro- und Tourismusbranche.

Ihr schlimmste Virus war Ueli Maurer Sein Credo: Man könne halt nicht alle retten. Inzwischen ist er – wie die Pressenkonferenz vor acht Tagen bewies – windelweich. Die Nationalbank schiebt, um aus der Schusslinie zu kommen, Bund und Kantone 24 Milliarden über den Tisch. Die Härtefallgelder werden im März - und somit arg verspätet - von 2,5 Milliarden auf mindestens 10 Milliarden erhöht.

Weil Ueli Maurer zu lange auf der Bremse stand, warten alle immer nervöser auf die längst

überfälligen Entschädigungen aus den prall gefüllten Kassen des Bundes und der Kantone. Die SVP und ihre Satelliten müssen Tamtam machen, um vom Virus namens Ueli abzulenken.

Warum geht die Rechnung der Schweiz im Verhältnis zu Deutschland vielleicht trotzdem auf? Von der Leyen, die schon keine Maschinenpistolen beschaffen konnte, hat in Sachen Impfstoffe doppelt versagt. Sie setzte auf die falschen Impfstoffe und bestellte zu wenig. Doppelfehler. Horst Seehofer, der auch die Grenzen zur Schweiz schliessen wird, wenn wir zu dumm tun, ist stocksauer. Total zu Recht.

Impfstoffbeschaffung ist Chefsache. Wenn die Medien Alain Berset fragen, ob die Schweiz bis anfangs Sommer genug Impfstoffe für alle Impfwilligen habe, gibt unser Pontius Pilatus das Wort an Nora Kronig weiter. Diese bleibt knallhart auf Linie: Die Schweiz habe weitgehend auf die richtigen Impfstoffe gesetzt. Bis Ende Juni 2021 hätten wir absehbar die notwendigen 12 Millionen Impfstoffdosen zusammen. Die Diplomatin hat Nerven wie Stahlseile. Der Grund: Die Lonza hat so viele Umweltleichen im Keller, so dass Albert M. Bähny liefern muss und wird.

Natürlich hätte man noch schneller sein können. Mit einer – wie von mir geforderten – eigenen Impfstoffstrasse in Visp. Aber wenn Nora Kronig Recht behält, sind wir mindestens drei Monate schneller als die EU mit Ursula von der Leyen. Die Schweiz ist nicht so schlecht, wie die führenden *Weltwoche*-Virologen zu wissen glauben.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

# Wie Fredy Gantner die Debatte verändert

Eben noch lag die SVP am Boden. Nun dreht die Stimmung in der Europapolitik zu ihrem Vorteil. Der Bundesrat ist im Winterschlaf. EU-kritische Unternehmer sind die neuen Meinungsführer.

Marcel Odermatt

Die Anhänger einer verstärkten Einbindung der Schweiz in die Europäische Union lagen sich am 27. September 2020 zumindest virtuell in den Armen. Die Wähler hatten die Anti-Personenfreizügigkeits-Initiative der SVP mit 62 Prozent der Stimmen abgeschmettert, die Volkspartei hing k. o. in den Seilen. «Die Isolationisten scheitern – die Schweiz ist europäisch», jubelte die Neue Europäische Bewegung Schweiz (Nebs). «Die SP unterstützt die Weiterentwicklung der Beziehungen zur EU in Richtung mehr Integration», gab Nationalrätin Samira Marti die Marschrichtung vor. Grünliberalen-Präsident Jürg Grossen verlangte siegestrunken vom Bundesrat, dieser müsse das institutionelle Abkommen (InstA) mit der Europäischen Union bis spätestens Ende Jahr dem Parlament zur Beratung übergeben.

## Im Home-Office eingekuschelt

Fünf Monate zogen seit dem Abstimmungssonntag ins Land. Die damalige Euphorie ist der Ernüchterung gewichen. «Die Rahmenabkommen-Befürworter nutzten den Schwung des Neins definitiv nicht aus», bilanziert Nebs-Präsident Eric Nussbaumer. Dabei habe man eine historische Chance verpasst. In der Tat bestätigten die Bürger an der Urne zum siebten Mal seit 2000 die bilateralen Verträge. «Es war fahrlässig, dass der Bundesrat ohne Kommunikationsstrategie auf den Abstimmungserfolg reagierte», sagt der Baslerbieter Nationalrat. Die Landesregierung hätte einen Plan vorlegen müssen, wie sie in den nächsten Wochen und Monaten vorzugehen gedenke.

Während Exekutive und Verwaltung den europapolitischen Winterschlaf starteten, sich pandemiebedingt im Home-Office einkuschelten und nur noch durch Personalien – Staatssekretär Roberto Balzaretto musste wei-



«Der Vertrag ist schlecht»: Finanzunternehmer Gantner über das Rahmenabkommen.

chen, die neue Unterhändlerin Livia Leu Agosti übernahm das Dossier, InstA-Architekt Yves Rossier sprang dieser Tage ganz ab – für Schlagzeilen sorgten, passierte in der Zivilgesellschaft Erstaunliches. Mit dem Finanzunternehmer

## Staatssekretär Balzaretto musste weichen, Vertragsarchitekt Rossier sprang dieser Tage ab.

Fredy Gantner tauchte aus dem Nichts ein Akteur auf, der die Dynamik in der Europapolitik vielleicht entscheidend verändern wird.

Der 52-Jährige brachte es als Mitbegründer der Zuger Investmentfirma Partners Group zu einem Milliardenvermögen und hegt nach eigenem Bekunden am ehesten Sympathien für die Partei «Die Mitte». Die Politikbühne betrat seine Organisation Kompass/Europa

jedoch mit einer einzigen Absicht: das Rahmenabkommen zum Absturz zu bringen. «Wir haben den Vertrag aus Interesse gelesen und waren ehrlich gesagt erschüttert. Der Vertrag ist schlecht und eine Abkehr vom bilateralen Weg», resümiert Fredy Gantner. Das InstA mache die Schweiz zu einem Passivmitglied der EU ohne Mitsprache, und es nehme aufgrund der Kündigungs- und Revisionsklausel sowie der Super-Guillotine jegliche Optionen bei künftigen Verhandlungen. «Das ist gefährlich», so der Finanzspezialist.

Kompass/Europa startete mit rund 250 Gründungsmitgliedern. Heute umfasst die Bewegung bereits über 1200 Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Politik, Gesellschaft, Kultur und Sport. Die Plattform versteht sich als Netzwerk von Leuten und hat das Ziel, wichtige und dringende Themen zu politischen Fragen zu bearbeiten. «Das Zusammenspiel vieler guter Köpfe macht die Stärken von

Kompass/Europa aus», erklärt Geschäftsführer Philip Erzinger, der bis im letzten September bei der Credit Suisse als Stabschef für Ex-Konzernchef Tidjane Thiam arbeitete.

## Auf Distanz zur SVP

Schon länger mobil gegen das Rahmenabkommen macht Hans-Jörg Bertschi. Der Aargauer Transportunternehmer lancierte mit Mitstreitern vor anderthalb Jahren die Gruppe Autonomiesuisse. Er freut sich über den Support. «Das Wirken von uns und Kompass führt dazu, dass in allen Fraktionen die InstA-Skeptiker gestärkt werden und sich neue Skeptiker zu Wort melden», erklärt der Co-Präsident. Die Kerngruppe von Autonomiesuisse habe Fredy Gantner nicht persönlich gekannt, habe bei ihrem Start aber Verbindung aufgenommen. «Wir handeln unabhängig, da wir weitgehend verschiedene Zielgruppen



ansprechen: Bei uns stehen Familienunternehmen, die international tätig sind, im Vordergrund», sagt der Verwaltungsratspräsident des Chemielogistikers Bertschi AG. Bei Kompass/Europa sei das Spektrum breiter – es gehe auch um die Finanzindustrie und breitere gesellschaftliche Kreise.

Obwohl die Argumentation derjenigen der SVP gleicht, die als einzige Partei das InstA ablehnt, geht Fredy Gantner bewusst oder unbewusst auf Distanz zur Volkspartei: «Kompass/Europa setzt sich für eine weltweite Aussenwirtschaftspolitik ein und unterstützt den bilateralen Weg der Schweiz ohne Vorbehalte», sagt er. Man stehe zudem für sektorielle Weiterentwicklungen ein, die aber einzeln kündbar sein müssten. «Die SVP hat sich wiederholt mit Initiativen gegen die bilateralen Verträge gestellt. Aus unserer Sicht ist das falsch; der bilaterale Weg hat der Schweiz viel gebracht», sagt Fredy Gantner.

### Economiesuisse tappte in die Falle

Der Volkspartei kann das egal sein. Für sie zählt, dass sie das Abkommen nicht mehr alleine auf weiter Flur bekämpft. Dazu kommt, dass die SVP ohne Unterstützung keine Initiativen gewinnen kann – Ausnahmen wie das Zufallsmehr bei der Masseneinwanderungsinitiative 2014 bestätigen die Regel. Erst wenn sie Hilfe von Dritten bekommt, wird es für die Gegner unangenehm. Plötzlich gibt es im bürgerlichen Lager Raum für neue Überlegungen und Lösungen.

Die Nervosität bei den InstA-Befürwortern steigt auf jeden Fall bereits, erste Fehler schleichen sich ein. Anfang des Jahres erteilten Exponenten der FDP dem Vertrag eine Absage. Darauf kündigte Economiesuisse zusammen mit dem Arbeitgeberverband an, zum Rahmenabkommen Stellung zu beziehen. Doch statt eines neuen Positionsbezugs ratterten Economiesuisse-Präsident Christoph Mäder und Arbeitgeber-Chef Valentin Vogt am Point de Presse die altbekannten Positionen ihrer Verbände herunter. Über die neuen Kritiker des InstA verloren die beiden Funktionäre kein Wort. Die beiden Vereinigungen waren in die Falle getappt. Parallel zur Wirtschaft nimmt auch in ihrem Leitblatt – der NZZ – die Skepsis gegenüber dem Vertrag zu. Signale deuten darauf hin, dass zumindest im Inlandteil der Zeitung die Kritiker bald tonangebend sein werden.

Diese Entwicklungen sind für die InstA-Advokaten gefährlich. Nur wenn die Unternehmen vereint auftreten, entwickeln sie die Schlagkraft für einen glaubwürdigen Kampf für das Rahmenabkommen. «Der wichtigste Unterstützungsgrund für das InstA war und ist immer: Die Wirtschaft braucht das», stellt Mitte-Präsident Gerhard Pfister klar. Je mehr sich Unternehmer wie Gantner und weitere Kreise

dahingehend äusserten, dass das vorliegende Abkommen nicht genüge, umso mehr falle genau dieser Grund weg, warum die Politik ausgerechnet ja dazu sagen müsse.

### Wichtigste Abstimmung seit 30 Jahren

Trotz des Auftauchens von Fredy Gantner und Co.: Das Rennen um das Rahmenabkommen bleibt offen, die Chancen für den Deal bleiben intakt. Hat die Schweiz dreissig Jahre nach dem EWR noch die Kraft für einen eigenständigen Weg ausserhalb von EU-Europa?

Dass es eng wird, davon ist auch Nebs-Präsident Eric Nussbaumer überzeugt. Für ihn sprechen dafür zwei Gründe. «Richtungsentscheide in der Europapolitik werden in der Schweiz immer knapp.» Der Nationalrat erinnert an den EWR-Urnengang. 50,3 Prozent votierten 1992 für ein Nein. «Unabhängig von diesen neuen Komitees bleiben die beiden Lager – jene, die eine Öffnung favorisieren, und die anderen,

### Parallel zur Wirtschaft nimmt auch in ihrem Leitblatt – der NZZ – die Skepsis gegenüber dem Vertrag zu.

die sich abschotten wollen – ungefähr gleich stark.» Eines stimmt den Sozialdemokraten gleichzeitig zuversichtlich: «Die aktuellen Kraftmeiereien bedeuten wenig. Es erscheint mir ausgeschlossen, dass Gewerkschaften und Linke mit der SVP gemeinsame Sache machen, mit ihr in einen Abstimmungskampf gegen das Rahmenabkommen ziehen und ihr zu einem neuen Triumph wie bei der EWR-Abstimmung verhelfen.» Er versteht deshalb nicht, weshalb der Bundesrat und die InstA-Befürworter nicht selbstbewusster auftreten.

Das Menü für den europapolitischen Show-

down ist also angerichtet. Und es könnte unter Umständen rasch gehen. Der Bundesrat zog sich diese Woche zur Europa-Klausur zurück. Will die Exekutive ihre Glaubwürdigkeit in diesem zentralen Dossier einigermaßen behalten, muss sie die Gespräche mit Brüssel in den nächsten ein bis zwei Monaten abschliessen. Falls die Landesregierung am Vertrag festhält, käme dieser nach der Vernehmlassung und der Botschaft wahrscheinlich Anfang des nächsten Jahres zur Beratung in das Parlament. Der wichtigste Urnengang seit dreissig Jahren wäre dann bereits in der zweiten Hälfte 2022 oder spätestens im Frühjahr 2023 denkbar. Der Berner FDP-Nationalrat Christian Wasserfallen bringt die Dimension des schicksalhaften Votums auf den Punkt: «Das Rahmenabkommen können wir nur noch durch die Tür des EU-Beitritts verlassen.»

Was aber bräuchte es, damit Kompass/Europa und Autonomiesuisse den Deal am Schluss doch noch durchwinken? Hier zeigt sich, dass sich Chefunterhändlerin Livia Leu Agosti, die dieser Tage wieder nach Brüssel reiste und, ohne einen Kommentar abzugeben, nach Bern zurückkehrte, auf einer *mission impossible* befindet. Beide Gruppen insistieren, dass sie insbesondere den Europäischen Gerichtshof als Partei der Gegenseite nicht akzeptieren. Dass die Union hier einlenkt und die Staatssekretärin Fortschritte erzielt, scheint unwahrscheinlich.

### So wie einst Thomas Minder

Das Auftauchen von Fredy Gantner erinnert an die «Abzocker»-Initiative vor acht Jahren. Nach jahrelangen Managerskandalen und Boni-Exzessen trat Thomas Minder auf die Bühne. Der Schaffhauser Unternehmer versicherte, mit seinem Anliegen diesem Treiben ein Ende zu bereiten. Die Stimmbürger sagten mit 67 Prozent ja zum Begehren – die dritthöchste Quote seit der Einführung des Initiativrechts vor 130 Jahren. Mitte-Präsident Gerhard Pfister erklärt sich das Phänomen der erfolgreichen Aussenseiter wie folgt: «Persönlichkeiten wie Gantner und Minder widerlegen mustergültig die These, Politik in der Schweiz sei die Sache einer vom Volk entfernten Classe politique.» Es gebe keine freiere Bühne für die Politik als die schweizerische direkte Demokratie. «Sie lässt ein Engagement aller zu allem zu beziehungsweise sie lebt davon», so der Zuger.

Unabhängig davon ist Fredy Gantner bereit, alles zu geben: «Die wichtige Meinungsbildung zum Rahmenvertrag fängt jetzt erst richtig an. Fundamentale Themen wie die Souveränitätsfrage, die Tragweite der Super-Guillotine oder Unschärfen beim Geltungsbereich wurden bisher kaum diskutiert.» Er glaube nicht, dass das Rahmenabkommen Chancen haben wird, mache sich aber bereit, die Vorlage vehement zu bekämpfen.



# Weltlicher Anker der Royals

Prince Philip Sottisen lockern das höfische Trara auf.  
Sein berühmter Humor ist die Brücke zum britischen Volk.

*Cora Stephan*

Ich mochte den Duke of Edinburgh immer. Nicht nur, weil er einst verdammt gut aussah. Sondern weil er seinen gewiss nicht immer beglückenden Pflichten als the Prince Consort auf sehr eigene Weise nachging. Er hat die in jahrhundertalter Tradition gefangene Inszenierung der Krone konterkariert – nicht, indem er sie diffamiert hat. Obwohl, na ja: Er hat sich (glücklicherweise vergebens) immer mal um ihre Modernisierung bemüht. Solcherlei Öffnungsversuche aber hat die britische Monarchie nie vertragen – man denke an das Sozialexperiment Diana.

Prince Philip hat nicht offen rebelliert, sondern der statuesken Aufführung einen weltlichen Anker hinzugefügt, mal bübisch, mal maliziös lächelnd: Seht her, hier ist sie, eure Queen, in vollem Ornat. Ich aber kenne sie auch ohne. Seine Sottisen lockern das höfische Trara auf. Sein berühmter Humor ist die Brücke zum britischen Volk, dessen Vorstellung von Witzschickheit ähnlich brachial ist.

## Mindestens zwei Körper

Humor? Manche bestreiten das und behaupten, er habe kein Fettnäpfchen ausgelassen. Nun, auch das ist eine Kunst, die Übung erfordert: «Dontopedalogy is the science of opening your mouth and putting your foot in it, which I've practised for many years.»

Was also wäre die Queen, die die Bürde der Krone pflichtbewusst und unter Absehung von Eigensinn trägt, ohne den Mann an ihrer Seite, der umstandslos preisgibt, dass auch sie über mindestens zwei Körper verfügt? «Wenn es nicht furzt oder Heu isst, ist sie nicht interessiert», sagte er einmal. Er ist der zweibeinige Beweis dafür, dass die Queen «über Toleranz im Überfluss» verfügt (seine Bilanz 1997 nach fünfzig Ehejahren).

Ja, sicher, manche seiner Sprüche verlangen der Gegenseite ebenfalls eine recht grosse Portion Humor ab. Ob der Bundeskanzler Helmut Kohl es komisch fand, als der Duke 1997 «Willkommen, Herr Reichskanzler» zu ihm sagte?

Ich hoffe doch. Schliesslich bewies der Mann damit, dass er über historische Bildung verfügt. «I don't care what kind it is, just get me a beer» wiederum wäre bei der Begrüssung von Gerhard Schröder genau die richtige Ansprache gewesen, der war kein Historiker.

Man könnte das urbritischen Humor nennen, doch der Duke of Edinburgh ist weder urbritisch noch urenglisch, sondern ein typischer



*Geheimnis der Ehe:*  
Prince Philip, Queen.

bunter Hund, wie das beim europäischen Adel öfter vorkommt. Geboren am 10. Juni 1921 auf Korfu als Prinz von Griechenland und Dänemark. Der Vater aus dem dänischen Haus Glücksburg, die Mutter eine geborene Battenberg, deren Vater im Ersten Weltkrieg alle deutschen Titel abgelegt und sich in Mountbatten umbenannt hatte. Nach dem Griechisch-Türkischen Krieg vertrieben die Türken die Familie aus Griechenland, nach Jahren in Paris lebte der Junge fern von Vater und Mutter erst in London, danach in Deutschland, auf der Schule Schloss Salem. Doch er habe sich immer als Skandinavier gefühlt, gestand er mal, als Däne.

Und den wollte Elisabeth, die Dritte in der Thronfolge, unbedingt heiraten, seit sie sich mit dreizehn in ihn verliebt hatte? Einen Habe-

nichts, einen «Hunnen», einen Mann ohne Heimat und Königreich, dessen Schwestern mit deutschen Adligen verheiratet waren, die nicht gerade als Antinazis auffielen? Man gab ihrem Wunsch eher unwillig nach.

Und dann das Verhängnis. Wahrscheinlich hat niemand, insbesondere Philip nicht, damit gerechnet, dass der Unglücksfall so früh eintreten würde. Weil Elisabeths Onkel (als King Eduard VIII.) der Liebe wegen abdankte, musste ihr Vater die Rolle des Königs übernehmen. Doch Georg VI. starb viel zu früh. Das machte einer fünf Jahre währenden liebes- und lebenslustigen Existenz ein jähes Ende. Elisabeth wurde Queen und Philip der Mann an ihrer Seite, der sich bitter darüber beklagte, dass er wohl der einzige Mann im Lande sei, der seinen Namen nicht an seine Kinder weitergeben dürfe. Die hiessen fortan Windsor, nicht Battenberg.

## Antiautoritärer Geist

Und dennoch dient er Elisabeth Windsor seit nunmehr fast 74 Jahren, ergeben, ohne sich aufzugeben. Er ist der antiautoritäre Geist, der die Institution Krone wie ein Kobold umschwirrt. Sein sensibles Verständnis von den Sitten und Gebräuchen fremder Völker ist legendär: «Wenn es vier Beine hat und kein Stuhl ist, zwei Flügel hat und fliegt, aber kein Flugzeug ist, wenn es schwimmt, ohne ein U-Boot zu sein, werden die Kantonesen es essen.» Menschenfreundlichkeit kann man ihm wirklich nicht unterstellen. Kannibalismus? Eine prima Lösung für das Problem der Überbevölkerung.

Britischer Humor ist etwa so geschmackvoll wie die klassische englische Küche. Insofern ist der Duke sein gelungener Vertreter. Das Geheimnis der royalen Ehe dürfte das sein, was auch Prince Charles und Camilla verbindet: gemeinsam noch über den dümmsten Witz schallend lachen zu können.

Lang lebe der Duke of Edinburgh.

Cora Stephan ist Publizistin und Schriftstellerin.



# Nach uns die Sintflut

Bei der Altersvorsorge spielt Nachhaltigkeit offenbar keine Rolle.



Seit einem Jahr, so könnte man meinen, wächst das Geld auf den Bäumen. Milliarden um Milliarden Franken werden ausgegeben, um die Folgen der Corona-Massnahmen zu lindern. Die Summe ist kaum zu überblicken. Knapp 16 Milliarden Franken beträgt das Defizit des Bundes für das Jahr 2020, im laufenden Jahr sollen es 20 Milliarden sein. Wem dabei schwindlig wird, der bekommt von linken Ökonomen zu hören, dass das alles überhaupt kein Problem sei, die Zinsen seien schliesslich tief, der Staat könne sich zusätzliche Schulden leisten. Man ahnt, dass diese Rechnung nicht aufgeht.

In diesem Ambiente finanzieller Freizügigkeit wird sich das Parlament in Kürze mit der Reform der AHV befassen. Dass bei der Altersvorsorge bald nichts mehr zu holen ist, wenn man nicht endlich Gegensteuer gibt, ist seit langem bekannt. 2019 hat das Volk eine Zusatzfinanzierung bewilligt, was der AHV etwas Luft verschafft hat. Doch von einem strukturellen Gleichgewicht ist das Sozialwerk meilenweit entfernt.

Knackpunkt der AHV-Vorlage ist die Anhebung des Frauenrentenalters von 64 auf 65 Jahre, wie es für Männer gilt. Es gibt zwar immer noch Stimmen, die das Privileg der Frauen unbeirrbar verteidigen, doch ernsthaft halten lässt sich die rechtliche Ungleichbehandlung der Geschlechter nicht mehr. Der politische Streit dreht sich nun darum, mit wie vielen hundert Millionen Franken die Frauen für das längere Berufsleben entschädigt werden sollen – oder anders gesagt: wie viele der Einsparungen man gerade wieder ausgeben

will. Weiter ist bei gewissen Parlamentariern die gloriose Idee aufgekommen, mit der AHV-Vorlage gleichzeitig die Ehepaarrenten aufzustoocken, was das Sozialwerk wiederum mehrere hundert Millionen Franken kosten würde.

Man muss also fast schon froh sein, wenn die geplante Reform am Ende wenigstens noch ein bisschen Entlastung bringt. Dass bei der ersten Säule kaum mehr zu machen ist, damit muss man sich wohl abfinden. Die Geschichte

*Bei der AHV will sich kein Politiker an unpopulären Vorschlägen die Finger verbrennen.*

der AHV zeigt, dass die Volksversicherung als eine Art nationales Heiligtum gilt. Sie ist das Flaggschiff des Schweizer Sozialstaates und als Riesenumverteilungsmaschine von Reich zu Arm nur sehr schwer reformierbar. Kein Politiker will sich hier an unpopulären Vorschlägen die Finger verbrennen.

Umso schlimmer ist, was die Politik mit der beruflichen Vorsorge vorhat, der zweiten und wichtigsten Säule des Dreisäulensystems. Geht es nach dem Bundesrat, soll sie zu einer Art Mini-AHV werden: Alle Versicherten müssten neu ein halbes Lohnprozent abliefern, das im Giesskannenprinzip den Rentnern verteilt würde. Dies, obschon bereits heute jedes Jahr schätzungsweise zwischen sechs bis sieben Milliarden Franken von den Jungen zu den Alten fliessen. Und mit welcher Rente ein zwanzigjähriger Berufsanfänger dereinst noch rechnen kann, ist angesichts der schiefen Finanzierung

der zweiten Säule höchst ungewiss. Nun soll mit dem neuen Lohnabzug die Umverteilung von den Berufstätigen zu den Pensionierten also noch zusätzlich verstärkt werden. Dass die Gewerkschaften und die linken Parteien mehr «solidarisch» finanzierte Elemente in der zweiten Säule wollen, mit der sie sich aus ideologischen Gründen ohnehin schwertun, versteht sich von selbst. Doch dass auch ein Teil der Bürgerlichen auf diesen Zug aufgesprungen ist, macht einen einmal mehr ratlos.

Anfang 2021 präsentiert sich die Schweiz also als ein Land, das seine Schulden massiv erhöhen wird und dessen Sozialwerke sich arg in Schieflage befinden. Damit kommen wir nicht ewig durch. Doch statt sich endlich über ein allgemein höheres Rentenalter zu unterhalten oder über ein Rentensystem, das sich automatisch an Konjunktur und Demografie anpasst, beschäftigt man sich lieber mit Themen wie einem mehrmonatigen Elternurlaub oder der kostenlosen Benutzung des öffentlichen Verkehrs.

Man fordert Nachhaltigkeit an allen Ecken und Enden, doch offenkundig gilt das nicht bei den Finanzen und der sozialen Sicherheit, wo der Fussabdruck keine Rolle zu spielen scheint und man heute unbeschwert ausgibt, was die nächsten Generationen dereinst mit einem tieferen Lebensstandard werden bezahlen müssen. Man könnte das eine Form politischer Wohlstandsverwahrlosung nennen. Allein: Wenn es so weitergeht, verschwindet irgendwann der Wohlstand, und es bleibt nur die Verwahrlosung.

# Wunderland Indonesien

Wie sieht das Land aus, mit dem die Schweiz ein Freihandelsabkommen schliessen will? Indonesien-Kenner Rainer Heufers erklärt dessen zögerliche Öffnung und geostrategische Bedeutung.

Beat Gygi



*Handel fördert den Wandel: Landwirtschaft in Indonesien.*

Die Frage nach den vier bevölkerungsreichsten Ländern der Erde können wohl nur wenige aus dem Stegreif richtig beantworten, vor allem mit Blick auf den vierten Platz. Das betreffende Land, Indonesien, ist im Moment zwar im öffentlichen Gespräch, weil am 7. März über das Freihandelsabkommen Schweiz - Indonesien abgestimmt wird, aber für Europäer liegt es meistens abseits grosser Weltnachrichten weit hinten auf der anderen Seite des Globus. Der Schweizer Abstimmungskampf dreht sich fast mehr um die Frage, wieweit man anderen in Sachen Nachhaltigkeit und Palmöl Lektionen erteilen soll, als um die Eigenschaften des Handelspartners. «Wer sagen kann, ob Indonesien südlich oder nördlich von Malaysia liegt, zählt schon zu den Besserinformierten», meint ein international erfahrener Vertreter aus der Schweizer Wirtschaft.

Kurzer Blick auf die Landkarte: Malaysia liegt etwa gleich nördlich wie der nördliche Teil des weitverzweigten Indonesien. Aber wie ist das Land? Wir fragen Rainer Heufers, den Gründer und Direktor des Center for Indonesian Policy Studies (CIPS) in der Hauptstadt Jakarta, eines unabhängigen, liberal ausgerichteten Think-

Tanks, der sich in Analyse und auch Politikberatung engagiert. Heufers lebt seit dreizehn Jahren im Land, und auf die Frage nach der Rolle Indonesiens in der Welt sagt er: «Um zu verstehen, welche Rolle Indonesien zukommt, muss man sich zunächst einmal die Grösse des Landes vergegenwärtigen: Von der Bevölkerung her ist es mit 270 Millionen Menschen das viertgrösste Land nach China, Indien und den Vereinigten Staaten. Die West-Ost-Ausdehnung des Landes über mehr als 15 000 Inseln entlang des Äquators ist mit gut 5000 Kilometern ähnlich wie die Distanz zwischen West- und Ostküste in den USA, es ist also ein richtig grosses Land.»

## Wunsch nach Autarkie

«Und als bedeutendste Volkswirtschaft in Südostasien gewinnt Indonesien auch nach geostrategischen Kriterien zunehmend an Bedeutung», fügt er an. Zum einen wegen der wachsenden Rivalität zwischen Amerika und China, zum andern, weil China darunter leide, dass der wachsende Wohlstand dessen Produktionskosten in die Höhe treibe und die Standortattraktivität beeinträchtige. «Aus beiden Gesichtspunkten entschlossen sich immer

mehr Unternehmen, ihre Lieferketten und Produktionsstrukturen nicht mehr voll auf China zu fokussieren, sondern zu diversifizieren, und da gewinnt Indonesien neben Vietnam und Malaysia an Bedeutung», sagt Heufers.

Dies beeinflusse die Wirtschaftspolitik: «Die Regierung bemüht sich denn auch zunehmend um eine Öffnung des Landes für Handel und Direktinvestitionen», wobei man sich bewusst sein müsse: «Grosse Länder sind immer stark binnenorientiert, das gilt genauso für Russland oder die USA, bei denen die Zusammenarbeit mit dem Ausland weniger Gewicht hat als inländische Belange.» Hinzu komme im Fall Indonesiens, dass die frühere Geschichte der kolonialen Beherrschung noch in Erinnerung sei und den Wunsch nach Autarkie fördere – auch aus der Befürchtung heraus, Ausländer könnten einen übervorteilen. Vorsicht, Zurückhaltung und Zögerlichkeit bei Abkommen mit dem Ausland seien bis heute Folgen davon. Ins Bild passe auch Indonesiens langjährige Führungsrolle in der Bewegung der blockfreien Staaten, nach dem Motto: Abhängigkeiten vermeiden.

Wirtschaftliche Öffnung wird nach Heufers' Worten oft auch behindert durch die wie



in vielen Ländern vorherrschende Meinung, Exporte seien vorrangiges Ziel, Importe dagegen schlecht, nämlich ein Schwächezeichen. Sein Think-Tank versuche diese merkantilistische Sichtweise mit rationalen Argumenten zu entkräften: «Ohne Importe keine erfolgreiche Exportwirtschaft. Handel mit anderen Ländern ist keine Knechtschaft, sondern eine Bereicherung für das ganze Land.»

### Jugendbonus

Geht es denn aufwärts? Ja, Mitte 2020 stieg Indonesien in der Klassifizierung der Weltbank auf zum «upper-middle income country», in den oberen Teil der mittleren Einkommensgruppe, dies dank langfristig zügigem Wachstum. Das Land ist in Asien nach China zurzeit jenes mit der zweithöchsten Wachstumsrate und kommt jetzt auf über 4000 Dollar Bruttonationaleinkommen pro Kopf; das ist etwas mehr als die Hälfte des chinesischen Niveaus. Heufers: «Mittlerweile gibt es in Indonesien eine Mittelschicht von etwa 50 Millionen Menschen, eine Minderheit, klar, aber doch eine kaufkräftige Gruppe, die wächst.» Und Indonesien hat mit seiner jungen Bevölkerung einen Jugendbonus, während China in die Überalterung läuft. Neben einer kleinen, reichen Spitzengruppe lebten zurzeit allerdings auch gut 27 Millionen Menschen in absoluter Armut. Zudem halte die schwache Produktivität der Landwirtschaft die Lebensmittel teuer.

Ist Indonesien eigentlich eine Demokratie? Heufers: «Europäische Massstäbe anzulegen, ist schwierig. Im asiatischen Vergleich betrachtet, gibt es in Thailand eine Militärdiktatur, in Myanmar neuerdings auch wieder, in Vietnam und China Diktaturen anderer Art. Malaysia und Singapur sind auch keine freien Länder, da ist Indonesien eine posi-

### *Palmöl sei ein wichtiges Produkt für zahlreiche kleine Betriebe, sagt Heufers.*

ve Ausnahme in der Region. 1998 wurde ein Autokrat nach dreissigjähriger Herrschaft abgesetzt, seither gibt es eine Demokratie, in der fleissig gewählt wird: alle fünf Jahre auf nationaler Ebene, dann aber auch in den Provinzen bis hinunter zu den Gemeinden.»

Indonesien sei grundsätzlich eine eher konservative Gesellschaft, im Sinne des Wertkonservatismus, also nicht radikal ausgerichtet, sagt Heufers. Es gehe den Bürgern primär um friedliche Verhältnisse, dafür sei auch Religion wichtig, aber vor allem die ländliche Lebensweise. «Das sind immer noch sehr stark familienorientierte Gemeinschaften, ländlich geprägt, für die Religion ein wichtiger Teil des Alltags ist», sagt er, ähnlich wie es in Europa vor ein paar Jahrzehnten der Fall gewesen sei.

Ist der Islam eigentlich hinderlich für die Entwicklung des Landes? «Ich sehe etwas anderes im Vordergrund», meint Heufers: In einem Land, das sehr lange autokratisch regiert worden sei, und zwar durch eine modernistische, stark der Wirtschaft zugewandte Autokratie, würden konservative Kräfte tendenziell unterdrückt. Das sei vergleichbar mit der Türkei, wo nach dem Abgang der modernistischen Generäle ebenfalls konservative Kräfte an Bedeutung gewonnen hätten.

Aber man hört doch oft von starken islamischen Einflüssen. «Das Land ist nicht einheitlich», sagt Heufers, die Provinzen unterschieden sich deutlich. «Nehmen Sie die Provinz Aceh am nordwestlichen Zipfel des Landes, die vom furchtbaren Tsunami getroffen wurde, diese gilt als Balkon Mekkas.» Nach harten Auseinandersetzungen habe sie eine gewisse Autonomie erlangt und sich religiös ziemlich radikal positioniert. «Aber je weiter man in Richtung Osten reist, desto christlicher wird es», meint er. Die Inseln Sumatra und Java seien noch stark muslimisch geprägt, da lebe auch der Hauptteil der Bevölkerung, aber weiter im Osten treffe man zunehmend auf stark protestantisch oder katholisch geprägte Gemeinschaften.

Welche Bedeutung hat denn nun die viel diskutierte Palmöl-Branche? «Sehr viele Menschen im Land leben vom Palmöl», sagt Heufers. «Es gibt hier die grosse Mehrheit der kleinen, ja sogar Mini-Plantagenbesitzer die ihre Flächen bearbeiten, meist im Auftrag grosser Unternehmen.» Es sei sicher nicht eine freie Bauernschaft, aber es sei auch nicht so, wie im Ausland oft berichtet, dass allein Grosskonzerne die Plantagen betrieben. Palmöl sei ein wichtiges Produkt für zahlreiche kleine Betriebe.

Die Regierung habe begriffen, dass dieses Produkt mit Nachteilen behaftet sei; Bilder von Orang-Utans, die ihren Lebensraum verlören, seien nicht ohne Wirkung. Firmen hätten reagiert und sich zusammengeschlossen zum «Sustainable Roundtable», um die Flächen sorgfältiger zu bewirtschaften. «Es gab etliche Massnahmen, um den Raubbau an der Natur aufzuhalten», sagt Heufers. Die Regierung habe schon früh ein Moratorium fürs Roden von Wald für neue Palmöl-Flächen verabschiedet.

Im Übergang von der Diktatur zur Demokratie hätten damals zwar Kommunen und Distrikte oft eigenmächtig ihre Vorteile im Palmöl-Geschäft gesucht und zu viel freigegeben, inzwischen könne sich die Zentralregierung aber besser durchsetzen. Und noch etwas sei zu beachten: «Die grossen Palmöl-Unternehmen unterhalten enge Beziehungen zur Regierung», meint Heufers. Sollten andere Länder jetzt wegen des Themas Palmöl eine Zusammenarbeit oder den Handel mit Indonesien ablehnen, würde dies seiner Ansicht diese Strukturen eher verfestigen als lockern. Handel würde eben eher den Wandel fördern.

## Was der Handel mit Asien bringt

Für die Schweizer Wirtschaft ist Indonesien ein Handelspartner, der noch nicht gewichtig ist, aber erheblich an Bedeutung gewinnen kann. 2020 exportierte die Schweiz für 0,5 Milliarden Franken Güter nach Indonesien, die Importe entsprachen 2,6 Milliarden. Die schweizerischen Direktinvestitionen machten über die vergangenen fünf Jahre hinweg gut 1 Milliarde Franken aus, und laut der Swiss Asian Chamber of Commerce (SACC) sind in Indonesien heute 150 Schweizer Firmen tätig, die über 50 000 Personen lokal beschäftigen.

Prominenter Investor ist der Schienenfahrzeugbauer Stadler Rail, engagiert in einem Joint Venture mit dem einheimischen Hersteller PT Inka. Verwaltungsratspräsident Peter Spuhler sagt, er habe zehn Jahre lang versucht, in Asien Fuss zu fassen. In Indonesien sei es gelungen.

Das Freihandelsabkommen (FHA) zwischen den Efta-Staaten und Indonesien, das am 7. März zur Volksabstimmung kommt, soll einen weitgehenden Abbau der Zölle, Erleichterungen bei Dienstleistungen und einen besseren Schutz des geistigen Eigentums bringen. Kritiker aus dem linken und grünen Lager kritisieren vor allem den Handel mit Palmöl und dessen Anbau in Indonesien. Das FHA sieht für Palmölimporte Nachhaltigkeitsauflagen vor, mit denen man auch die Produktion in Indonesien beeinflussen will.

Die Befürworter des Abkommens betonen, ein Unterbinden direkter Palmölimporte würde umgangen durch indirekte Lieferungen via andere Länder. Ein Nein würde also vor allem schaden und kaum nützen. Jesse Ng, Chairman des Indonesia Committee der SACC, formuliert es positiv: «Das Freihandelsabkommen stärkt nicht nur den Schutz des geistigen Eigentums für Schweizer Unternehmen, sondern regelt auch die Nachhaltigkeitspraxis in Indonesien, insbesondere für Palmöl.»

Urs Lustenberger, Präsident der SACC, verweist zudem auf den kürzlich geschlossenen Freihandelspakt Regional Comprehensive Economic Partnership, RCEP, der in Asien die grösste Freihandelszone der Welt schaffen soll. Das FHA biete die Chance, sich via Indonesien halb direkt mit diesem Raum zu verbinden. *Beat Gygi*

# Der Preis ist zu hoch

Die Staatsausgaben sind in der Pandemie derart undiszipliniert gewachsen, dass ein Finanzreferendum auf Bundesstufe zu überlegen ist.

Peter Grünenfelder

Die Frage, die sich jeder politisch interessierte Zeitgenosse vor dem Kauf eines Weltwoche-Jahresabos stellt, nämlich, ob das Magazin seinen Preis wert ist, diese Frage nach dem Preis stellt sich Bundesbern bis heute nicht in seiner Pandemiepolitik.

Der Schweizer Souverän entscheidet zwar an der Urne über die Finanzierung von neuen Kampfjets oder die Verbreiterung von Fusswegen. Diese direktdemokratische Mitsprache trägt zu ausgeglichenen öffentlichen Finanzhaushalten und einer im Vergleich zu unseren Nachbarländern tieferen Staatsquote bei. Frau und Herr Schweizer sind – kulturell bedingt – in Finanzbelangen grossmehrheitlich konservativ. Was sie persönlich im Familienhaushalt vorleben, hat auch für den Staat zu gelten. Es soll nicht mehr als notwendig ausgegeben werden, Einnahmen und Ausgaben sollen sich die Waage halten.

## Manna auf Dauer

Die Pandemie stellt diese bewährten Grundprinzipien helvetischer Finanzpolitik auf den Kopf. Im Alleingang hat der Bund innert elf Monaten über 52 Milliarden Franken an Ausgaben bewilligt, dazu kommen Bürgschaften im Umfang von fast 43 Milliarden Franken. Die milliardenschweren Härtefallhilfen verdoppeln sich mittlerweile fast im Zweiwochenrhythmus. Doch den vereinigten Linken unter der Bundeshauskuppel gehen die geschnürten Hilfspakete zu wenig weit. Zu «knausrig» seien diese, moniert die SP, gewohnt darin, das Steuergeld anderer grosszügig auszugeben. Derweil die Grünen die Pandemie zum Anlass nehmen, mit einem «Green New Deal» milliardenschwere Konjunkturprogramme zu fordern, die den Umbau unserer heutigen marktwirtschaftlichen Ordnung hin zu einer ökologisch-dirigistischen Staatswirtschaft zum Ziel haben.

Im Zuge der Corona-Pandemie treibt die Staatswirtschaft neue Blüten. War es bis zum März 2020 vorab der Bauernstand, der vom staatlichen Manna lebte, begehren neu die Tourismuswirtschaft und Kulturschaffende,

aber auch Medienhäuser Finanzhilfen des Staates; nicht nur in Krisenzeiten, sondern wohl auf Dauer. Letzte Woche sprach sich die zuständige Parlamentskommission für die Schaffung eines neuen Gesetzes zur Förderung von Online-Medien aus. Es ist kaum zu erwarten, dass Medienschaffende unter grösserem staatlichem Finanzeinfluss eine staatskritischere Haltung einnehmen werden. Angesichts dieser fiskalpolitisch beunruhigenden Entwicklungen ist zu fragen, ob die finanzpolitischen Disziplinierungsinstrumente nicht auszuweiten sind – etwa durch Einführung des Finanzreferendums auf Bundesstufe.

Doch die Frage des Preises zur Bekämpfung der Folgen von Covid-19 stellt sich nicht nur finanziell, sondern auch inhaltlich. Wie viele individuelle und wirtschaftliche Freiheitseinschränkungen sind wir bereit zu bezahlen, um die Zahl der Infektionen zu minimieren? Wie viele andere Krankheiten sind in Kauf zu nehmen, um die Virusausbreitung unter Kontrolle zu bringen? Die Bundesberner «Kapitäne» des Krisenmanagements haben diese Fragen bislang umschifft.

Aber Antworten darauf tun not, denn die Pandemiebekämpfung umfasst systemimmanent Zielkonflikte, die gegenüber der Bevölkerung transparent aufzuzeigen sind. Während man offensichtlich das ethische Dilemma scheut, wächst gleichzeitig die

Kritik in der Bevölkerung. Denn ist es gerechtfertigt, dass fünf Personen ein Jahr lang unter Teil-Lockdown-Bedingungen leben müssen, um das Leben eines Menschen ein Jahr zu verlängern? Falls nein, wo liegt die Grenze? Und ist es überhaupt mit unserer demokratischen Ordnung zu verantworten, die Freiheitsrechte der Bevölkerung und von Millionen von Werktätigen derart zu beschneiden, wenn die Letalität des Virus für Nichtrisikogruppen sehr gering ist?

## Drohender Vertrauensverlust

Anstatt diese Fragen zu beantworten, übt man sich in einem Ad-hoc-Krisenmanagement. Zu stark hat man sich in den letzten Monaten auf epidemiologische Annahmen abgestützt, die sich im Nachhinein oft als wenig stichhaltig erwiesen. Prinzipienbasierte Politik sieht anders aus. Der Preis dafür ist hoch. Seit Ausbruch der Pandemie ist der Anteil an Personen mit Symptomen einer schwerwiegenden Depression um den Faktor sechs gestiegen; gegen tausend Millionen Franken an Wirtschaftsleistung kostet der gegenwärtige Shutdown wöchentlich.

Die Konsequenz liegt eigentlich auf der Hand: Statt sich um jeden Preis auf die tägliche Zahl der Covid-19-Infektionen zu fokussieren, sollte das staatliche Krisenmanagement seinen Blick ausweiten auf die ganzheitlichen und langfristigen Folgen für Gesundheit (physisch und psychisch), Gesellschaft und Wirtschaft. Die Zielkonflikte der unterschiedlichen gesellschaftlichen Bedürfnisse sind anzusprechen und die offenen Fragen, die an jedem (virtuellen) Stammtisch diskutiert werden, zu beantworten. Ansonsten droht ein schwerwiegender Vertrauensverlust seitens des Souveräns. Denn die anhaltenden Grundrechtsbeschränkungen lassen sich mit dem verfassungsmässigen Prinzip der Verhältnismässigkeit nicht mehr rechtfertigen. Der Preis, den die Gesellschaft und die öffentlichen Haushalte bislang bezahlen mussten, ist definitiv zu hoch.



Peter Grünenfelder ist Direktor des Wirtschafts-Think-Tanks Avenir Suisse.



# Kein Halten mehr für die Haltung

Heute wird es grundsätzlich. Ist der Journalismus, wie wir ihn kennen, ein Modell von gestern?



Wenn man derzeit die *New York Times* liest, dann kann man die Trübsal auf der Redaktion richtig spüren. Die Schlagzeilen-Maschine Donald Trump ist weg.

Fünf Jahre lang hatte das Blatt eine fiebrige Kampagne gegen Trump geführt und damit einen enormen kommerziellen Erfolg eingefahren. Seit 2015 hat die *New York Times* um vier Millionen an digitalen News-Abonnenten zugelegt. Der Aktienkurs stieg um 420 Prozent.

Die Redaktion versucht darum täglich verzweifelt, den Motor Trump wieder anzuwerfen. «Gründet Trump eine dritte Partei?», titelt man mit hoffnungsvollem Unterton. «Bezirksanwalt untersucht Trumps Familiengeschäfte», schreibt man mit Empörung. Und dann der ganz grosse Hammer: «Eisfelder im Central Park bleiben trotz Streit mit Besitzer Trump offen.»

Die *New York Times* ist das Modellbeispiel für einen einschneidenden Wandel, den wir in den Medien erleben. Es ist der Aufstieg des Gesinnungsjournalismus.

Im Gesinnungsjournalismus zählt nicht mehr die korrekte Darstellung der Fakten. Es zählt die korrekte Haltung.

Bei der *New York Times* werden Journalisten inzwischen reihenweise entlassen, wenn sie Meinungen ins Blatt setzen, die nicht dem neo-sozialistischen Mainstream und der *cancel culture* entsprechen. Die Redaktion sammelt dann jeweils Unterschriften gegen die letzten liberalen Kollegen, die wahlweise «Faschisten» oder «Rassisten» sind.

Die *New York Times* findet inzwischen erste Nachahmer auch in Europa, allerdings bei weitem nicht in der Radikalität des US-Vor-

bildes. Am ehesten auf dem Weg zur Gesinnungspublizistik sind die deutschsprachigen Medien, allen voran der *Spiegel*, die ARD und die *Süddeutsche Zeitung*, bei denen abweichende Positionen zur links-grünen Welt-sicht oft nur noch Schattengewächse sind. In der Schweiz am stärksten gefährdet ist der *Tages-Anzeiger*, der rund um Donald Trump und Corona auch an die Gesinnungsgrenze heranrückte, bei der abweichende Ansichten nicht mehr als intellektuelle Animation, sondern als ideologischer Affront gelten.

*Der frühere Bildungsbürger, der sich für unterschiedliche Meinungen interessierte, stirbt aus.*

Ist der Journalismus, so wie wir ihn kennen, ein Modell von gestern?

Einiges spricht dafür. Denn heutige Journalisten, vor allem jüngere Journalisten, wollen «Haltung» zeigen. Haltung wird von ihnen neu interpretiert.

Im klassischen Journalismus war Haltung als standesethische Tugend definiert. Die Haltung bestand darin, objektiv die Faktenlage darzustellen, Fairness gegenüber allen Beteiligten zu zeigen und jeweils beide Seiten ausgewogen zu Wort kommen zu lassen. Haltung war definiert als Professionalität im Dienst der öffentlichen Diskussion.

Heute ist Haltung in den Medien etwas anderes. Heute ist sie definiert als politischer Positionsbezug. Haltung ist auf den Redaktionen dann nicht mehr Aufklärung im Dienst der

offenen Gesellschaft, sondern Aktivismus für eine eingeeengte ideologische Position.

Allerdings bewegen sich Journalisten damit nicht im luftleeren Raum. Auch das Publikum hat sich gewandelt. Der frühere Bildungsbürger, der sich für unterschiedliche Meinungen interessierte, stirbt aus. An seine Stelle tritt der Überzeugungstäter, der von Klima- über Migrations- bis Genderfragen nur seine eigene Meinung bestärkt haben will. Medien werden dadurch zur Fan-Post für ideologische Lager von rechts wie links. Wenn sie bei der *New York Times* in seltenen Fällen die Position von Donald Trump ausgewogen darstellten, hagelte es Abo-Abbestellungen. Das war ihnen eine Lehre.

Nun muss man fairerweise sagen, dass Zeitungen in ihrer Geschichte nur kurze Zeit dem öffentlichen Interesse dienten. Als der heutige Journalismus ums Jahr 1800 entstand, war er stets ein Medium der hemmungslosen Interessenvertretung. Man nannte es Parteipresse. Die Fakten wurden auf den Redaktionen so lange gebogen, bis sie in deren jeweilige Weltsicht passten. Erst ums Jahr 1970 entstanden bei uns die ersten Blätter, die ideologisch unverkrampft waren und bei Kontroversen konsequent die Argumente beider Seiten abdruckten.

Ich fürchte, diese Epoche, wie alle Epochen, geht allmählich zu Ende. In der Medien-geschichte wären dann die Zeiten zwischen 1970 und 2020 die fünfzig goldenen Jahre des Journalismus gewesen, die pluralistische Periode, als man schreiben durfte, was man wollte, und am nächsten Tag, wenn nötig, auch das Gegenteil davon. Man wird im Rückblick sagen: Es war auf den Redaktionen der Tanz der Toleranz.

# Bester Geschäftsmann in kurzen Hosen

Auf dem Tennisplatz ist Roger Federer bereits der GOAT, der Grösste aller Zeiten, abseits davon ist er seit neustem der bestverdienende Athlet von allen. Wie macht er das?

Mark van Huissing

Diese Geschichte könnte knapp erzählt werden: «Roger Federer ist der bestbezahlte Athlet von 2020.» Das meldete *Forbes*, ein amerikanisches Magazin; er nahm vergangenes Jahr 106 Millionen Dollar (aktuell 96 Millionen Franken) ein. Mehr als Lionel Messi oder Cristiano Ronaldo kassierten, die in den davorliegenden Jahren abwechselnd die Bestverdiener waren. So kam es, dass dreissig Jahre nach dem Beginn der Liste und im Jahr des Coronavirus, in dem zeitweise kein Fussball gespielt werden durfte, erstmals ein Tennisspieler Platz eins belegte. Und man ab sofort schreiben darf, der Schweizer sei nicht bloss der «Greatest of All Time», GOAT, was seine Leistung auf den Tennisplätzen der Welt, sondern auch, was seine Einkommensstärke angeht.

## Immer mehr

Man könnte die Geschichte auch voller Superlative, Rekorde und weiterer Spitzenleistungen erzählen – ohne zu übertreiben. Und ohne von Sport zu sprechen. Der 39-jährige hält das, was die *Forbes*-Mitarbeiter das «beste Sponsorenportfolio» der Welt nennen. Hundert der im vergangenen Jahr von Federer eingenommenen Millionen sind das Ergebnis seiner Werbeverträge mit Uniqlo, Japans grösstem Kleiderhändler, Credit Suisse, Mercedes-Benz plus wenigstens elf weiteren Firmen, die mit ihm Reklame machen. Sogenannte Antrittsgagen oder Preisgelder, durch das Tennisspiel erzielte Einkünfte, entsprechen bloss etwas mehr als 5 Prozent seines Einkommens vor Steuern, ein Trinkgeld sozusagen. Und bevor wir's vergessen: Sein Vermögen beträgt 600 bis 700 Millionen Franken (Quelle: Schätzung *Bilanz*), auch das ist GOAT-mässig für einen Athleten. Vor Federer liegen bloss Tiger Woods, der Golfer, mit 800 Millionen Dollar, Basketballer Michael Jordan (1,9 Milliarden), Ion Tiriac, ein ehemaliger rumänischer Hockey- und Tennisspieler (2 Milliarden) und Vince McMahon, ein Ex-Wrestler aus Amerika, mit 2,2 Milliarden (Quelle: *Wealthygorilla.com*).

Die Genannten allerdings sind sportliche Rentner – mit Ausnahme von Tiger Woods –,



Die Preisgelder sind sozusagen ein Trinkgeld: Tennis-Idol Federer.

wohingegen «King Roger», «FedEx» (Federer-Express) oder, schlicht, «Maestro», um einige Spitznamen des Baslers zu nennen, noch recht aktiv ist. 2019 erreichte er das Finale von Wimbledon (zum zwölften Mal, und verlor gegen Novak Djokovic, zum dritten Mal), 2020 schaffte er's in Melbourne ins Halbfinale (er verlor erneut gegen Djokovic). Mit anderen, Frank Sinatra's Worten: «The best is yet to come», das Beste kommt erst noch, geschäftlich besehen möglicherweise. Oder wie eine Überschrift der *New York Times* bereits 2013, als R.F. ein junger Mann und Tennisspieler war, voraus-

sagte: «Seine Spielstärke mag eines Tages nachlassen, aber sein Einkommenspotenzial wird gross bleiben.»

Bis jetzt lag die Zeitung richtig, er verdiente seither immer mehr, auch wenn seine sportlichen Erfolge zwischenzeitlich weniger wurden. Was sagt das aus über den Mann in kurzen Hosen (von Uniqlo) als Unternehmer? «Es zeugt von Federers Weitsicht und seiner wohlüberlegten Persönlichkeit», sagt René Allemann, CEO von Branders, einem Beratungsunternehmen für Markenaufbau in Zürich. Dass sich ein Sportler schon während seiner



aktiven Karriere intensiv mit der Zukunft auseinandersetze, sei gerade bei Athleten wichtig, da sich deren Körper und damit deren Kapital mit zunehmendem Alter zwangsläufig abnutzen. «Solches Vorausdenken ist von grösster Bedeutung – und zählt zu den Tugenden eines guten Unternehmers.»

Neben den erwähnten Grossverträgen – allein der Uniqlo-Deal, der seine lange Zusammenarbeit mit Nike ersetzt, soll ihm über zehn Jahre 300 Millionen Dollar einbringen – hat er wenigstens zehn weitere, mehrheitlich seit Jahren und voraussichtlich noch einige Zeit dauernde Kooperationen am Laufen. Daraus fliessen ihm jährlich zwischen einer Million (von Netjets, einem Privatflugzeug-Verleiher) und vier Millionen Dollar (von Moët & Chandon, einer Champagnermarke) zu. Er ist aber nicht bloss Markenbotschafter ausländischer Grossunternehmen, auch für Lokalhelden ist seine Ausstrahlung und Zeit käuflich, falls der Preis stimmt: Die Kaffeemaschinenfabrikantin Jura aus Niederbuchsiten SO zahlt ihm seit 2006 schätzungsweise 1,5 Millionen im Jahr und die Kilchberger Schokoladeproduzentin Lindt & Sprüngli vier Millionen (seit 2009).

### Der Schweiz-Faktor

*What's in it for them?*, was haben die Unternehmen davon, fragt man sich manchmal. Man möchte davon ausgehen, dass Entscheidungsträger haushälterisch mit dem Geld ihrer Aktionäre umgehen respektive dieses mehren wollen – aber tun sie das wirklich immer? Oder

*«Seine Spielstärke mag nachlassen, aber sein Einkommenspotenzial wird gross bleiben.»*

ist, vielleicht, der Milliardär Tadashi Yanai ein emotionaler Tennisfan? Denn daran, ob der Federer-«FedEx»-Express für seine Uniqlo eine jährliche Gewinnsteigerung von deutlich über dreissig Millionen Dollar während der nächsten zehn Jahre herbeiführen kann, darf gezweifelt werden – das sind eine Menge der aus erlesenen Materialien gearbeiteten, dennoch niedrigpreisigen T-Shirts, Hosen oder Mützen, die dank des mittelalten weissen Mannes aus *Switzerland* zusätzlich an junge Kundinnen und Kunden auf der ganzen Welt verkauft werden müssen ...

«Der Imagetransfer [von Federer] betrifft Attribute wie Exzellenz, Eleganz oder Kultiviertheit», sagt Markenaufbauer Allemann. Und Tony Godsick sagte in der *New York Times*: «Firmen wollen immer mit den Besten assoziiert werden – Roger ist der Beste» (Godsick ist Federers Agent). Das «Swiss element» sei matchentscheidend, schreibt James Breiding, ein Amerikaner mit Harvard-Anbindung in Zürich und Autor des Buchs «Swiss Made: The Untold

Story Behind Switzerland's Success» in einem Artikel für *Le Temps*. Die Schweiz werde mit Zuverlässigkeit, Präzision, Bescheidenheit und Perfektion gleichgesetzt, «Federer verkörpert alle diese Qualitäten». Für Godsick dagegen macht die Herkunft aus der neutralen Schweiz Federer zu einem *global citizen*, einem Weltbürger. Fakt ist: Tennisspieler sind für Firmen attraktive Werbeträger, weil viele der an dem Sport Interessierten ein hohes Einkommen haben und die Saison lang ist – irgendwo auf der Welt wird immer gerade ein wichtiges Turnier ausgetragen.

Das Salzkorn in den Einheitsbrei streut Li Edelkoort, die holländische Trendforscherin. Sie findet, das Konzept, mittels berühmter Leute Waren verkaufen zu wollen, sei überholt. Solche Star-Testimonials sprechen nämlich einen immer kleineren Teil der Zielgruppe an – «Um möglichst viele Leute auch in Zukunft abzuholen, braucht es Diversität». Man müsse schwarze Menschen genauso zeigen wie homosexuelle, genderfluide und so weiter, sagte sie mir. Dies stelle für Unternehmen zwar ein Risiko dar, doch es führe kein Weg daran vorbei. «Wir vergessen immer schneller: Zehn Jahre nach seinem Karriereende wird niemand mehr wissen, wer Roger Federer war.»

Zurzeit noch hat er zwei Babysitterinnen, die sich um die Zwillingbuben Lenny und Leo, 6, kümmern, eine Privatlehrerin für die Zwillingmädchen Myla und Charlene, 11, weiter einen Koch, eine Haushälterin, einen Trainer, einen Coach sowie einen Physiotherapeuten, ausserdem beschäftigt er den erwähnten Manager und zwei Anwälte – einen, der sich im Sport- und Vertragsrecht auskennt sowie in der Vermögensstrukturierung, plus einen, der im Steuerrecht verschiedener Länder bewandert ist. R.F. ist mit Sicherheit ein Geschäftsmann, der einiges für Lohnkosten und Honorare ausgeben muss. Doch, streng genommen, macht ihn das noch



nicht zum Unternehmer. Die längste Zeit verkaufte er sein Talent und seine Berühmtheit, hat aber nichts hergestellt oder angeboten und ging auch kaum Risiken ein, was man gemeinhin tut als Unternehmer.

Unternehmer oder Geschäftsmann – der Unterschied ist mehr als Semantik, viel Geld nämlich. Die beiden Top-Gorillas der «Wealthy Gorilla»-Liste, Ion Tiriac mit 2 Milliarden und

*Federer habe eine unglaubliche Arbeitsethik und sei ein ausgezeichnete Zuhörer.*

Vince McMahon mit 2,2 Milliarden Vermögen, sind Unternehmer; dem einen gehört unter anderem das Tennisturnier von Madrid und dem anderen eine amerikanische Medienfirma, die Wrestler-Veranstaltungen organisiert und vermarktet. Steigt Federer einmal zu den beiden auf? Vor etwas über einem Jahr wurde bekannt, dass er sich an On, einer Laufschuh- und Sportbekleidungs-marke aus Zürich, beteiligt hat. Seit vergangenem Jahr gibt es von On Schuhe mit Namen «The Roger», die jeweils rasch ausverkauft sind, davon abgesehen ist wenig bekannt über die Zusammenarbeit beziehungsweise seinen unternehmerischen Beitrag.

Bei On wollte auf Anfrage niemand offiziell mehr dazu sagen. Einer, der bei der jungen Firma mit dem «Maestro» zu tun hat, liess mich aber wissen, dass man ihn nicht zu einem Mitunternehmer gemacht hätte, wenn man ihn nicht als Unternehmer sehen würde. Dies, weil er als Sportler seit Jahrzehnten ein grosser unternehmerischer *risk taker* sei und in der Umsetzung von allem, was er anpacke, einfach grossartig. Weiter habe er eine unglaubliche Arbeitsethik und sei ein ausgezeichnete Zuhörer, der bescheiden seine Meinung zu allen Belangen des Business einbringe. Woher er das könne? Er habe in Partnerschaft mit einigen der besten Marken der Welt über Jahre viele Erfahrungen sammeln können, zudem habe er von einigen der besten Entrepreneurs sowie Managern gelernt. Und wichtig: Roger stelle sich nun in den Dienst von On, nicht umgekehrt.

Falls diese Einschätzungen zutreffen, braucht sich Roger Federer keine Sorgen um seine Zukunft respektive seinen Platz auf der Top-Verdiener-Liste ehemaliger Athleten zu machen. Auch nicht, wenn Trendforscherin Edelkoort mit ihrer Vorhersage – «Das Konzept, mittels berühmter Leute Waren zu verkaufen, ist überholt» – recht bekommt. Die On-Spitze soll das Unternehmen gelegentlich für aussenstehende Anleger öffnen, unter anderem mittels «King Rogers» *golden touch* (dies wird von den Chefs bestritten); der Firmenwert soll dann eine Milliarde Franken übersteigen.

«FedEx» würde, wie die anderen Beteiligten, davon profitieren.

# Die Entscheidung: EU oder China?

Gemeinsam mit Europa müssen wir eine neue Entspannungspolitik mit China auf den Weg bringen. Der kommunistische Staatskapitalismus ist eine Gefahr für Schweizer Werte.

Fabian Molina

**B**is 2049 soll der «lange Marsch» beendet sein. Hundert Jahre nach ihrer Gründung durch Mao Zedong wird die grosse «Erneuerung der Volksrepublik China» abgeschlossen und China die politisch, ökonomisch und militärisch führende Nation der Welt sein. So lautet der Plan der Kommunistischen Partei (KP) Chinas, wie sie ihn in ihren Strategiepapieren niedergeschrieben hat. Bis dann soll Chinas «Wiedervereinigung» abgeschlossen und international ein «günstiges Umfeld» durch eine «Reform der globalen Gouvernanz» geschaffen sein.

Was das bedeutet, wurde in den letzten Jahren vielfach analysiert, aber in der Schweiz kaum zur Kenntnis genommen. Der Singapurischer Forscher Lee Kuan Yew, bis zu seinem Tod 2015 einer der wichtigsten China-Beobachter der Welt, konstatierte: «Die Grösse der Verschiebung des Weltgleichgewichts durch China ist so gross, dass die Welt eine neue Balance finden muss. Es ist nicht möglich, so zu tun, als ob dies nur ein weiterer grosser Player ist. Dies ist der grösste Akteur in der Geschichte der Welt.»

## Wettstreit der Systeme

China will auf der Weltbühne die Hauptrolle spielen. Noch vor den USA, Russland oder der EU. Das ist ein legitimer Anspruch, schliesslich ist die Volksrepublik mit 1,4 Milliarden Menschen das bevölkerungsreichste Land und die zweitgrösste Volkswirtschaft der Welt. Aber eines ist auch klar: Chinas Aufstieg wird die Welt verändern.

Im Jahr 1992, nach dem Fall des Eisernen Vorhangs und dem Abschluss der damit verbundenen Systemkonkurrenz zwischen Kapitalismus und real existierendem Sozialismus, postulierte der US-amerikanische Intellektuelle Francis Fukuyama das «Ende der Geschichte». Nach seiner Theorie werde sich der demokratische Kapitalismus ab jenem Zeitpunkt auf der Welt ausbreiten. Die Zeit der grossen neuen Gesellschaftsentwürfe sei vorbei. Er sollte sich gewaltig irren. Der Wettstreit der Ideologien ging und geht weiter. Aber im Wettstreit der Systeme hat sich die Fragestellung

geändert. Es geht nicht mehr um «Kapitalismus gegen Sozialismus». Heute geht es um «autoritären Staatskapitalismus versus freie beziehungsweise soziale Marktwirtschaft».

Was der Kapitalismus chinesischer Prägung beinhaltet, sehen wir bereits heute deutlich: China diktiert seine Wirtschaft (schafft dabei aber kaum soziale Gerechtigkeit), übernimmt die Kontrolle über strategische Infrastrukturen in Europa, Asien und Afrika, überwacht westliche Unternehmen auf seinem Staatsgebiet und bedient sich an deren geistigem Eigentum.

Der Kapitalismus chinesischer Prägung baut mit der «Belt and Road Initiative» neue Handelsrouten nach chinesischen Regeln auf und zwingt die Transitstaaten in die Abhängigkeit. Er nutzt die Digitalisierung für Überwachung und soziale Kontrolle. Und er tritt Menschenrechte in einer neuen Qualität mit Füßen: Konzentrationslager, Zwangssterilisierungen, Folter und Sklaverei gehören zum Repertoire. Um das heutige China zu vergrössern, ist auch Krieg ein legitimes Mittel: «Wir schliessen die Anwendung von Gewalt nicht aus», sagte Xi Jinping in Bezug auf Taiwan. Hongkong ist bereits gefallen.

Der Ansatz der bisherigen Schweizer China-Politik, diese Entwicklungen achselzuckend zur Kenntnis zu nehmen und gleichzeitig

wirtschaftlich maximal zu profitieren, ist an Naivität nicht zu überbieten. Denn sie basiert auf einer falschen Prämisse: Es geht der KP Chinas nicht um Wirtschaftswachstum. Es geht um Politik. Konkret: um die Veränderung der globalen Rahmenbedingungen zugunsten Chinas. Aus diesem Grund haben sowohl der ehemalige US-Aussenminister Mike Pompeo wie auch der EU-Aussenbeauftragte Josep Borrell die langjährige Doktrin «Wandel durch Handel» inzwischen für gescheitert erklärt.

## Ausgleich der Grossmächte

Die Schweiz pflegt seit Jahrzehnten enge politische und wirtschaftliche Beziehungen zu China. Seit 2014 verbindet die beiden Länder ein Freihandelsabkommen. Damit ist die Schweiz für die Regierung der Volksrepublik zum Einfallstor nach Europa geworden. Denn während die EU das Läuten gehört hat und sich eine neue, gemeinsame China-Strategie gegeben hat, wurstelt die Schweiz immer noch an ihrer neuen China-Politik und konstruiert einen Widerspruch zwischen Wirtschaft und Menschenrechten.

Dabei ist klar: Wer Demokratie, soziale Marktwirtschaft, Rechtsstaat und Menschenrechte behalten und ausbauen will, muss sie verteidigen, bevor es zu spät ist. Die Schweiz hat ein fundamentales Interesse daran, die globalen *checks and balances* – sprich: Uno und Völkerrecht – zu bewahren und zu stärken sowie den Ausgleich der Grossmächte zu fördern. Ebenso gefährlich wäre es aber, den neuen kalten Krieg zwischen China und den USA zu befeuern.

Eine neue Entspannungspolitik, die China zur Einhaltung gemeinsamer, globaler Regeln verpflichtet, geht nur europäisch. Allein ist die Schweiz zu klein, um China auf internationales Recht zu verpflichten. Gemeinsam mit 450 Millionen Europäerinnen und Europäern sieht es anders aus. Freiheit oder Diktatur? Menschenrechte oder Kollektivismus? EU oder China? Wir werden uns bald entscheiden müssen.

Fabian Molina ist Zürcher SP-Nationalrat.





# «Habemus episcopum»

Wie es kam, dass der neue Churer Bischof, Joseph Bonnemain, eines Morgens in meinem Wohnzimmer sass.

*Claude Cueni*

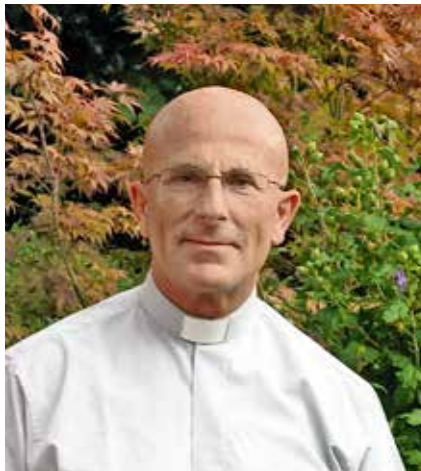
**E**in Superman wird Bischof», kommentierte Raphael Rauch, Redaktionsleiter des Schweizer Religionsportals Kath.ch, die Wahl von Joseph Bonnemain, 73, zum neuen Bischof von Chur. Seinen guten Ruf hat sich der Sohn eines Jurassiers und einer Katalanin in den letzten vierzig Jahren als Priester und Spitalseelsorger erworben. Seit 2002 war Bonnemain, Dr. med. und Dr. iur. can., auch Sekretär des Fachgremiums «Sexuelle Übergriffe im kirchlichen Umfeld» und oberster kirchlicher Richter im Bistum Chur. Wie kam es, dass er eines Morgens im Jahre 2014 in meinem Wohnzimmer sass?

Einige Monate zuvor war mein autobiografischer Roman «Script Avenue» erschienen. Ich hatte meinen Kurzaufenthalt im damaligen Knabeninternat in Schwyz beschrieben und dabei über die sexuellen Belästigungen eines Präfekten gespottet. Als die Medien über diese biografische Fussnote aus dem Jahre 1973 berichteten, kündigte der damalige Schwyzer Regierungsrat Walter Stählin (SVP) umgehend eine Task-Force an, um dieser uralten Geschichte nachzugehen. Doch niemand kontaktierte meine damaligen Mitschüler. Aus gutem Grund. Einige wären bereit gewesen, als «Zeitzeugen» den Sachverhalt zu bestätigen.

Schon bald verkündete Stählin wahrheitsgemäss, er habe keine Fakten. Manchmal lügen Politiker selbst dann, wenn sie die Wahrheit sagen. Hatte ich mich anfangs noch über die Publicity gefreut, ärgerte ich mich nun darüber. Denn in «Script Avenue» erzählte ich auf 640 Seiten das Leben eines Schweizer Forrest Gump von 1956 bis 2010, also rund fünfzig Jahre Zeitgeschichte. Die Ereignisse im Internat Schwyz füllten lediglich ein paar Seiten, aber plötzlich waren sie das einzige Thema. Jede mediale Empörung hat ein Verfalldatum. Irgendwann war das Interesse erloschen.

## Er hatte noch ein paar Fragen

Aber nicht ganz. Ich erhielt überraschend eine E-Mail von Joseph Bonnemain aus Chur. Der damalige Bischofsvikar fragte, ob er mich besuchen könne, er hätte da noch ein paar Fra-



*Aufrichtiges Interesse:* Bischof Bonnemain.

gen. Selbstverständlich. Ich war über sein Interesse erstaunt, da das einstige katholische Internat Kollegium Maria Hilf 1973 vom Kanton übernommen worden war und nicht mehr im Verantwortungsbereich des Bistums lag. Wieso war Bonnemain noch interessiert? Der Kanton Schwyz hatte sich hartnäckig geweigert, ihm die Liste meiner damaligen Mitschüler auszuhändigen. Das hatte den Ermittler in ihm geweckt. Ich war neugierig, einen «Kirchendetektiv» kennenzulernen, zumal ich in meinem Thriller «Der Bankier Gottes» den Nunzio Apostolico Con Incarichi Speciali, den Spezialagenten des Papstes, zur Hauptfigur gemacht hatte.

An jenem Morgen im Jahre 2014 trat ein charismatischer und bescheidener Mann aus dem Fahrstuhl, der aufrichtiges Interesse an der Aufklärung der damaligen Vorfälle hatte. Aber wir sprachen über andere Dinge, über das Sterben, über den Tod, denn meine erste Frau war an Krebs gestorben, und er hatte als Spitalseelsorger vielen Sterbenden beigestanden. Er sprach nicht über Gott, sondern über die Demut und Bescheidenheit, die einen das Leben lehrt, wenn man Menschen sterben sieht. Der eigentliche Grund seines Besuchs war beinahe nebensächlich geworden. Erst am Ende sprachen wir über die Vorfälle in Schwyz, die nach

beinahe fünfzig Jahren nur noch den Charakter einer Anekdote über die missglückten sexuellen Avancen eines Priesters hatten. Ich übergab Bonnemain die Namen und Adressen jener, die bereit waren, meine im Roman «Script Avenue» erwähnten Vorfälle zu bestätigen. Ich nannte ihm den Namen des fehlbaren Priesters und zeigte ihm auch meine damaligen Tagebucheinträge.

## Die beste Religion

Obwohl ich den Glauben an Götter für eine Form des Aberglaubens halte, blieb mir die Begegnung nachhaltig in Erinnerung. Ich traf an jenem Tag eine beeindruckende Persönlichkeit, die wohltuend authentisch, unaufgeregt und mit Empathie über Menschen sprach. Es versteht sich von selbst, dass er im seit Jahrzehnten zerstrittenen Bistum etliche Gegner hatte und weiterhin hat.

Auch im christlichen Umfeld wird mit unchristlichen Methoden um Einfluss gerungen. Aber auch wenn die katholische Kirche mittlerweile weltweit jedem Missbrauchsoffer durchschnittlich fünftausend Euro bezahlt, ist der Exodus der Mitglieder nicht mehr aufzuhalten. In Deutschland brachen letzte Woche die Server zusammen, weil fünftausend Gläubige gleichzeitig ihren Kirchenaustritt meldeten. Sie waren erzürnt, dass der Kölner Kardinal Rainer Maria Woelki ein Gutachten zurückhielt, das den sexuellen Missbrauch der katholischen Priester im grössten Bistum Deutschlands aufarbeitete.

Ist das Vertrauen einmal verloren, wird es schwierig. Der Wunsch nach Spiritualität bleibt, esoterisch angehauchte Patchwork-Religionen gewinnen an Attraktivität. Auf den neuen Bischof von Chur wartet eine Herkulesaufgabe, die selbst Superman nicht bewältigen könnte. Die beste Religion ist immer noch, ein gutes Herz zu haben (Dalai Lama).

Claude Cueni ist Schriftsteller und lebt in Basel. Am 15. März erscheint bei Nagel & Kimche sein neuer Roman «Hotel California».

# Impfen wie in der Champions League

Bei der Corona-Impfung macht Ungarn wieder mal alles anders als alle andern.  
Für Viktor Orbán ist es ein weiterer Beweis, dass die Dynamik der EU in Mitteleuropa liegt.

Kurt W. Zimmermann

Viktor Orbán ist 57-jährig und damit zu jung. Auf seine Corona-Impfung muss Ungarns Premierminister darum noch einige Zeit warten. Auch in Ungarn bekommen zuerst die Senioren die Spritze.

Orbán kündigte dennoch schon an, mit welchem Stoff er sich impfen lässt. Er will das chinesische Vakzin Vero des Pharmakonzerns Sinopharm. «Die Chinesen haben die längste Erfahrung mit Corona», sagt Orbán, «darum traue ich denen am meisten.»

Letzte Woche liess die ungarische Gesundheitsbehörde den chinesischen Vero-Impfstoff von Sinopharm zu, als bisher einziges europäisches Land. Die ersten 550 000 Dosen aus Peking trafen umgehend auf dem Flughafen Budapest ein. Weitere 4,5 Millionen Ampullen werden demnächst folgen.

Es war nicht die erste Premiere aus Budapest. Als einzige EU-Nation setzt Ungarn auch bereits die russische Corona-Impfung Sputnik V grossflächig ein.

Bis Ostern will Ungarn alle Bürger geimpft haben, die sich dafür angemeldet haben. Der ungarische Weg ist dadurch das Gegenteil der EU-Corona-Strategie, die sich mangels Impfstoffs bei der Immunisierung alle Zeit der Welt zugesteht.

## «Wir brauchen Impfdosen»

Als die Europäische Union im letzten Juni beschloss, den Impfstoff durch die EU-Kommission zentral zu beschaffen, zog Ungarn mit. Der chronische EU-Bösewicht Orbán wollte für einmal ein solidarisches Mitglied der Gemeinschaft sein. Im Spätherbst realisierte er dann aber, dass die EU-Zentrale in Brüssel die Bestellung der Impfdosen dilettantisch verschief und aus politischem Dünkel nur auf Produkte westlicher Pharmaunternehmen setzte, die dann, wie erwartet, zur Mangelware wurden.

Eilends schickte Orbán darum Delegationen nach Moskau und Peking, um Ersatz zu besorgen. Er tat es sehr zum Ärger der EU-Kommission, deren Versagen dadurch zusätzlich exponiert wurde. Orbáns Vorgehen sei eine «Provokation», tönte die EU. «Wir brauchen

keine Erklärungen, wir brauchen Impfdosen», schnappte Orbán nach Brüssel zurück.

Beim Impfstreit zwischen Ungarn und Brüssel geht es natürlich nicht nur um Gesundheitsvorsorge. Es ist in hohem Masse Symbolpolitik, die nur historisch zu erklären ist. Die Ungarn fühlen sich wieder einmal in ihrem alten Trauma bestätigt: Wann immer sie als Mitteleuropäer auf Westeuropa vertrauen, werden sie enttäuscht.

Die jüngere Geschichte Ungarns ist voll von Enttäuschungen aus dem Westen. Es begann 1920 mit dem Vertrag von Trianon. Die westlichen Alliierten rächten sich dafür, dass Ungarn im Krieg an der Seite von Deutschland stand. Das Königreich Ungarn schrumpfte durch das Diktat von 325 000 auf 93 000 Quadratkilometer und wurde zerstückelt aufgeteilt auf die heutigen Länder Slowakei, Tschechien, Österreich, Italien, Slowenien, Kroatien, Serbien, Bosnien-Herzegowina, Ukraine, Polen, Montenegro und Rumänien.

Die Rache der Alliierten am anderen Kriegsverlierer Deutschland fiel ungleich freundlicher

## *In der Corona-Politik sind die alten Animositäten zwischen Brüssel und Budapest wieder aufgebrochen.*

aus. Im Vergleich zum Vertrag von Trianon war der Vertrag von Versailles ein Kaffeekränzchen. Die Deutschen verloren nicht über zwei Drittel ihres Territoriums wie die Ungarn, sondern gerade mal 13 Prozent.

Das Trauma von Trianon wiederholte sich 1956 beim ungarischen Aufstand gegen das kommunistische Regime. Radio Freies Europa, die Stimme Amerikas und Deutschlands, suggerierte den Ungarn unablässig, der Westen werde sie in ihrem Kampf nicht alleine lassen. Die Ungarn glaubten glühend daran, dass ihnen die Nato-Truppen im Notfall zur Hilfe eilen würden. Als dann die russischen Panzer in ihr Land einrollten, machte der Westen keinen Finger krumm.

Seitdem wissen die Ungarn: Wenn du in Europa etwas für dein Land erreichen willst,

dann musst du das selber besorgen. Auf Berlin, Paris, Rom und Brüssel ist niemals Verlass.

1956 hat den ohnehin eigensinnigen ungarischen Volkscharakter, wonach jeder sich selber der Nächste ist, weiter geschärft. Schon im Mittelalter waren die Magyaren weitherum berühmt für die umwerfende Schönheit ihrer Frauen, die halsbrecherische Kühnheit ihrer Soldaten und den nationalistischen Starrsinn ihrer Politiker, egal, ob es jeweils gegen die Türken, die Habsburger oder die Russen ging.

Unterstützt wird dieser Hang zur selbstbezogenen Hartköpfigkeit durch die isolationistische ungarische Sprache, die mit keinem anderen Idiom vergleichbar ist und die irgendwo hinter dem Ural entstanden ist. Ungarisch ist für Nichtungarn völlig unverständlich, denn es hat nicht das Geringste mit dem indogermanischen Wortschatz anderer Sprachen zu tun. Was sonst weltweit Polizei, *police* oder *polizia* heisst, heisst auf Ungarisch *rendőrség*. Was man weltweit ein Restaurant, *ristorante* oder *restoran* nennt, ist auf Ungarisch ein *étterem*.

2015 wiederholte sich die Geschichte der Missachtung von aussen. Als die Flüchtlingswelle den Kontinent überrollte, wollte Viktor Orbán «Europa retten», und das meinte er wirklich so. Er zog darum seinen Zaun an der Balkanroute hoch und rettete tatsächlich Angela Merkel und die EU vor der ungebremsten Einwanderung, die sie mit ihrer Willkommenskultur erst angeheizt hatten und danach wieder verzweifelt zu stoppen versuchten. Für sein erfolgreiches Bremsmanöver durfte sich Orbán in Brüssel als «Schande Europas» bezeichnen lassen.

Seitdem hält Orbán Westeuropa für ein moralisch morsches Konstrukt, das seine abendländische Tradition aufgegeben hat. Sein Gegenentwurf ist das Modell der «illiberalen Demokratie». Er meint damit, dass die individuelle Freiheit des Einzelnen, dieses höchste Gut des Liberalismus, durch übergeordnete Werte zu relativieren ist. Solch übergeordnete Werte sind für Orbán die Bewahrung von Christentum, Familie und nationaler Identität. Ihr Schutz erlaubt Eingriffe des Staates in die Freiheitsrechte, vom Adoptionsverbot für





*Er will ein Winner wie die Briten werden:* Ungarns Premier Orbán.

homosexuelle Paare bis zum Zuwanderungsverbot für muslimische Migranten.

In der Corona-Politik sind die alten Animositäten zwischen Brüssel und Budapest wieder blühend aufgebrochen. Impfen, das weiss Fussballfan Orbán genau, ist inzwischen zur Champions League des politischen Wettbewerbs geworden. Hier muss heute eine Regierung zeigen, ob sie wirklich Klasse aufs Spielfeld bringt.

Kein EU-Land gehört dabei zur Spitze. Grossbritannien führt in Europas Impfstatistik mit grossem Vorsprung, meilenweit vor Deutschland und Frankreich. Das macht Berlin und Paris fast verrückt, weil sie den Briten wegen deren Brexit ja stets den Zusammenbruch ihrer Infrastruktur prophezeiten.

Orbán will ein Winner wie die Briten werden. Er kaufte an Vakzinen darum zusammen, was immer er bekommen konnte, von China bis in die USA. Bisher hat Ungarn 27 Millionen Impfdosen für seine knapp zehn Millionen Einwohner eingebucht. Ein Drittel davon stammt aus China und Russland, doch nur dieser Drittel wird auch pünktlich geliefert.

«Orbáns Impfppluralismus könnte Schule machen», titelte die *Neue Zürcher Zeitung* zum ungarischen Sonderweg. Sie vermutete, dass auch das abgehängte Deutschland bald einmal der Not gehorchen und seine Impfstoff-Skepsis gegenüber China und Russland aufgeben könnte. Ungarn wäre, wie in der Migrationsfrage, wieder der Trendsetter.

Selbst die linke *Népszava*, Ungarns grösste klassische Tageszeitung, druckte den Kommentar der *NZZ* beeindruckt nach. Das war ungewöhnlich. So wie die *Népszava* sind in Ungarn die meisten der im Markt führenden Blätter, TV-Sender und Online-Portale auf regierungskritischem Kurs. Weil Orbán so viele der grossen Medien gegen sich hat, verlor er mit seiner Fidesz-Partei zuletzt auch die Wahlen in der Hauptstadt Budapest, wo nun erstmals Links-Grün regiert.

#### Russisch oder chinesisch?

Viktor Orbáns Sendungsbewusstsein hat das keinen Schaden zugefügt. Innenpolitik interessiert ihn ohnehin immer weniger. Seit seinem Triumph in der Flüchtlingskrise sieht er sich zunehmend als aussenpolitische Grösse, getrieben von der Ambition, die zunehmend zentralistische EU aus seinem Mitteleuropa heraus zu reformieren. Es soll ein Europa selbstbewusster Nationalstaaten werden.

Deutlich wurde dies vergangene Woche, als die Visegrád-Gruppe ihren 30. Geburtstag feierte. Die EU-Länder Slowakei, Tschechien, Polen und Ungarn haben sich hier zu einer Viererbande zusammengeschlossen, um ein Gegengewicht zur deutsch-französischen Dominanz in Brüssel zu bilden. Die Visegrád-Gruppe ist heute ein Machtfaktor in der EU. Sie sieht sich als Bewahrer der patriotischen Tradition ihres Kontinents, als dort das Wort Vaterland noch kein Unwort war.

Die Dissidenten aus Mitteleuropa verhinderten darum die geplante Umverteilung von Flüchtlingen und wehrten sich ebenso erfolgreich gegen Beschneidungen nationaler Souveränität, wonach Brüssel die Gesetzgebung seiner Mitgliedstaaten zu sanktionieren habe. Zuletzt blockierten Orbán und Co. das Billionen-Budget der EU zu Corona, weil es die Zahlungen mit rechtsstaatlichen Konditionen verknüpfen wollte. Erneut setzten sich die Mitteleuropäer durch.

Orbán, der informelle Leader der vier, gab in seiner Festschrift zum Visegrád-Jubiläum denn auch ziemlich Gas. «Wir Visegrád-Länder», sagte er, «wir haben die Verantwortung, die Zukunft Europas zu gestalten.»

Mit diesem Anspruch ist auch die Corona-Impfung zu einem Politikum geworden. In den ungarischen Impfbüros kommt es inzwischen zu einer speziellen Form von Multiple Choice. Am Eingang fragt die Krankenschwester, ob man einen russischen oder einen chinesischen Impfstoff möchte oder doch lieber ein West-Produkt von Pfizer, Moderna oder Astra Zeneca. Wer die russische oder die chinesische Injektion wählt, der wird zehn Minuten später geimpft. Wer lieber eine westliche Spritze will, der braucht Glück. Meist wird er nach Hause geschickt und gebeten, in zwei Monaten wiederzukommen.

Sorry, sagt die Krankenschwester, vom Impfstoff aus dem Westen haben wir leider nicht genug, das hat die EU verbockt.

# Im Gefängnis fühlt er sich frei

Ein «Wut-Rapper» aus Katalonien rüttelt Spanien durch: Pablo Hasél. Durch seine Festnahme ist eine Debatte über die Meinungsfreiheit entbrannt. Wer ist der unbekannte Musiker?

Roman Zeller

Spanien brennt: Bilder von Strassenschlachten gehen um die Welt, nachdem am 16. Februar ein «Wut-Rapper» (El País) verhaftet worden ist. Pablo Hasél, 33-jährig, verherrliche in seinen Songs und Tweets Gewalt, heisst es, dazu beleidige er die Krone und die Institutionen. Neun Monate soll er dafür ins Gefängnis.

Pablo Rivadulla Duró, wie der Musiker richtig heisst, sieht sich als Märtyrer, als Vorkämpfer für die Meinungsfreiheit Spaniens. «Sie werden uns niemals aufhalten, sie werden uns niemals brechen!», rief er bei seiner Festnahme und erhob die Faust.

Damit trifft er den Nerv der Zeit: Tausende folgen ihm auf die Strassen, mehrheitlich Jugendliche, die sich keine Wohnung leisten können und während des Lockdowns bei ihren Eltern wohnen müssen. Die Jugendarbeitslosigkeit liegt bei 40 Prozent. Ein Künstler, der den Staat radikal anprangert, dient dann als Ventil; und wird er genau in jenem Land eingesperrt, in dem so viele Künstler wie sonst nirgends weltweit im Gefängnis sitzen, so wird es toxisch.

Über 200 Künstler fordern per Petition Haséls Freilassung, darunter der berühmte Regisseur Pedro Almodóvar und Hollywoodstar Javier Bardem. Ihr Zorn richtet sich gegen das «Maulkorbgesetz», wie die Strafrechtsverschärfung in Spanien genannt wird. Seit deren Einführung 2015 nahmen die Verurteilungen wegen Verherrlichung des Terrorismus markant zu. Prominentestes Beispiel: Valtònc. Der Rapper entkam seiner Haftstrafe wegen Verleumdung und Majestätsbeleidigung, weil er nach Belgien flüchtete.

Nun diskutieren Politiker über eine Gesetzesänderung, die Hasél angestossen hat. Bemerkenswert: Vor wenigen Tagen kannten ihn höchstens Insider. Wer also ist Pablo Hasél, der ganz Spanien aufrüttelt?

## Mit Nachdruck

Geboren ist der Katalane in Lleida, nordöstlich von Barcelona. Als Kind schrieb er Gedichte und Tagebuch, ganz «friedlich und ruhig». Eigent-

lich hasse er grundlose Gewalt, behauptete er in einem Interview. Mit zehn lernte er Rap-Musik kennen. Ihn begeisterte, wie Gangmitglieder «Worte spuckten». In den nachfolgenden Jahren verliebte er sich in die Aggressivität, die durch Reime vermittelt wird. In einer Bibliothek stiess er auf eine Kurzgeschichte, in der ein Guerillakämpfer die Monarchie zerstört. Der Held hiess Hasél, und so nannte er sich fortan.



«Sehr stolz»: Aktivist Hasél.

Politisch sieht er sich als «Marxisten», seine Rap-Kunst als «Überlebensgrund» und sein Wirken als «Kampf» gegen «Reiche» und «Faschisten». Als Waffe setzt er Worte ein. Offen gesteht er, mit seinen Texten «zur sozialen Mobilisierung» aufzurufen. Sein Rap soll zum Nachdenken, «zum Kämpfen bewegen». Die Gewalt, so der selbsternannte Aktivist, sei «Selbstverteidigung».

## Tod und Trauben

Seine Karriere als Anarcho-Rapper begann 2009: Die Art, wie Hasél in Lleida gegen die Verwaltung sang, war sogar dem Tontechniker hinter der Bühne zu viel. Er stellte ihm während des Konzerts das Mikrofon ab. Haséls Inhalte und sein Ton waren schon immer brutal und direkt gewesen. 2010 sang er: «Du denkst, du bist ein Geschäftsmann, der Zigarren raucht, du Stummel. Ich hoffe, die Grapo kommt und zwingt dich in die Knie» – die Grupos de Re-

sistencia Antifascista Primero de Octubre, kurz: Grapo, die zwischen 1975 und 2003 in Spanien mordete und entführte, gilt als Terrorgruppe.

Ein Jahr später, als sein Vater, selbst ein Businessman, mit seinem lokalen Fussballverein in Konkurs ging, wurde Sohn Pablo erstmals verhaftet. Der Underground-Rapper wohnte damals noch zu Hause. Und die zweijährige Haftstrafe, zu der er 2014 verurteilt wurde, musste er nicht antreten, weil er nicht vorbestraft war und das Strafmass nicht über zwei Jahre betrug. Trotzdem: Arbeit sollte er deswegen keine mehr finden – ausser in Frankreich, wo er zwischendurch Trauben pflückte.

Wer glaubte, Haséls Rebellion würde sich mässigen, irrte; der provokative, grenzwertige Feldzug nahm eben erst Fahrt auf: Einer Terrorgruppe, die im Baskenland während vier Jahrzehnten fast tausend Menschen tötete, erwies er seine Achtung. Spanische Polizisten bezeichnete er als «Söldnerscheisser» und verglich sie mit Nazis. Der Königsfamilie warf er Korruption, Inzest und «Faschismus» vor. Einer der Töchter von Juan Carlos I. wünschte er sogar den Tod durch die «Guillotine». Vier Tage vor seiner Verhaftung veröffentlichte er seinen bisher letzten Track, den bereits weit über eine Million Menschen anklickten. Darin spricht Hasél zum gegenwärtigen Monarchen: «Hey Tyrann, fick dich.»

## Königstreue

Über Geschmack und Ideologie lässt sich streiten. Fakt ist, mit seinen Äusserungen hat sich Hasél einen Palmarès von Verfahren und Strafen angehäuft. Vor wenigen Tagen wurde er verhaftet und muss nun für neun Monate ins Gefängnis. So will es die königstreue Verfassung Spaniens.

Ob er das Gefühl habe, das Gefängnis ruiniere sein Leben, wurde er 2018 in einem Interview gefragt. Haséls Antwort: «Ganz und gar nicht.» Er fühle sich dann freier als je zuvor, weil er sich seinen Ängsten stelle. Er fügte an: «Ich fühle mich sehr stolz.»



# Scheitern nach oben

Obamas Botschafterin in Bern, Suzi LeVine, geriet in die Fänge einer Nigeria-Mafia. Nun sitzt sie in Bidens Regierung.

Urs Gehriger

**Z**iemlich dreist, eine Arbeitslosenkasse zu plündern. Erst recht, wenn das Diebesgut 600 Millionen Dollar beträgt, die Diebe in Nigeria sitzen und sie ihre Beutezüge während Monaten ungestört tätigen konnten. So geschehen im US-Bundesstaat Washington.

Im Auge des Betrugsorkans sass eine der Schweiz wohlbekannte Persönlichkeit: Suzi LeVine, Barack Obamas Botschafterin in Bern. 2017 kehrte sie in ihren Heimatstaat Washington zurück und wurde dort vom demokratischen Gouverneur als Kommissarin im Departement für Arbeitssicherheit eingesetzt.

Als im Zuge der Covid-Pandemie die Arbeitslosigkeit massiv anstieg, begann Kommissarin LeVine damit, Zehntausenden von entlassenen und beurlaubten Arbeitern Notgeld auszahlend. Da witterte eine kriminelle Organisation im fernen Afrika ihre Chance. Ein nigerianischer Betrüger-Ring, von Sicherheitsexperten «Scattered Canary» genannt, begann in gigantischem Stil, Arbeitslosengelder abzuschöpfen. Mittels gestohlener Personaldaten reichten sie 122 000 gefälschte Anträge bei der Arbeitsbehörde ein.

## Komplett überrumpelt

«Es war ein perfekter Sturm», sagte Kommissarin LeVine angesichts der Covid-Krise vor der Presse. Betrüger hätten «auf diesen Moment gelauert». LeVine wurde offenbar komplett überrumpelt. Erste bundesstaatliche Prüfungen stellten erhebliche Mängel in ihrer Behörde fest. Es kam zu einer Handvoll Verhaftungen. Strafrechtliche Untersuchungen waren im Gang, als sich Suzi LeVine von Washington State nach Washington DC absetzte. Der neue Präsident Joe Biden hatte sie auf Anfang Februar in seine Regierung berufen.

Gouverneur Jay Inslee wünschte ihr in einer Pressemitteilung «das Allerbeste in ihrem nächsten Abenteuer» und fügte an: «Ihr Engagement und ihre harte Arbeit werden einen Mehrwert für die Biden-Harris-Regierung darstellen.»

Die Massenmedien schenkten der Betrugsgeschichte und LeVines Beförderung kaum Beachtung. Doch in der Hauptstadt angekommen, wurden die republikanischen Widersacher hellhörig. «Die inkompetente Beamtin, unter deren

Aufsicht es zum Betrug gekommen war, Suzi LeVine, wurde jetzt von Biden für einen wichtigen Job im Arbeitsministerium nominiert, in dem sie neun Milliarden Dollar pro Jahr überwacht», bemerkte Newt Gingrich, Doyen der Republikaner. LeVine habe ihren neuen Job lukrativen Spenden zu verdanken. «Sie und ihr Mann spendeten der Biden-Kampagne und Organisationen der Demokraten 400 000 Dollar», so Gingrich: «Das ist Vetternwirtschaft in schlimmster Form.»

Zu LeVines Verteidigung gilt festzuhalten, dass es ihrer Behörde gelang, die Hälfte der Schadenssumme nachträglich zu sichern. Kritiker hingegen weisen darauf hin, dass Banker und andere früh auf den Betrug aufmerksam machten. LeVines Behörde habe diese Warnungen in den Wind geschlagen. Die Rechnungsprüferin des Staates Washington, eine Demokratin, stellte in einer Untersuchung fest, dass LeVine und ihre Behörde «unzureichende Kontrollen installiert hatten». Ausserdem beschuldigte sie LeVine, den Rechnungsprüfern «erhebliche Hindernisse» in den Weg gelegt zu haben. (Die *Weltwoche* hat LeVine schriftlich um eine Stellungnahme angefragt, bis Redaktionsschluss jedoch keine Antwort erhalten.)

In ihrem neuen Job als stellvertretende Sekretärin für Beschäftigung und Ausbildung im Arbeitsministerium steht LeVine an der Spitze von Präsident Bidens Plan zur wirtschaftlichen Erholung. Sie muss vom Senat bestätigt werden. Was angesichts des Betrugsskandals als höchst unsicher gilt. Beobachter gehen davon aus, dass Suzi LeVine diese Klippe umschiffen werde, indem sie ihr Amt permanent «ad interim» ausübe.



## INSIDE WASHINGTON

### König Donald kehrt zurück

Senator Lindsey Graham, der Donald Trump einst einen «Spinner» nannte, der die Republikanische Partei «zerstören» wolle, sitzt wieder fest im Trump-Zug. Am Wochenende hatte der Republikaner aus South Carolina Audienz beim Ex-Präsidenten auf dessen Anwesen «Mar-a-Lago». Nach seiner Rückkehr erklärte Graham auf Fox News: «Ich habe mich noch nie so wohl damit gefühlt, dass Präsident Trump an der Spitze der Partei steht, wie in diesem Moment.»

Am kommenden Sonntag will Donald Trump seine Führung der Grand Old Party auf der jährlich stattfindenden Conservative Political Action Conference – einer Art Parteitag – zementieren. In seinem ersten Live-Auftritt seit seinem Ausscheiden aus dem Amt plant Trump, den versammelten Aktivisten in Orlando, Florida, mit einer «Machtdemonstration» den Rücken zu stärken. Skeptikern werde er versichern: «Ich mag Twitter und das Oval Office verloren haben, aber ich habe noch immer das Sagen.» Trumps leitender Berater, Jason Miller, lässt wissen, dass «Trump faktisch die Republikanische Partei ist». Alle potenziellen Usurpatoren warnt er: «Wenn ihr Präsident Trump angreift, greift ihr die republikanische Basis an.»

Eine neue Umfrage der Zeitung *USA Today* unterstreicht die Spaltung zwischen dem Washingtoner Sumpf und der «Make America Great Again»-Bewegung. Mitch McConnell, Führer der republikanischen Minderheit im Senat, fürchtet Trumps Unbeliebtheit bei den wichtigen Wechselwählern in den Vorstädten. Dagegen ist jeder zweite Republikaner der Meinung, dass die Partei noch loyaler zu ihrem Helden stehen müsse. Von ihnen würde fast die Hälfte die Partei verlassen und Trump folgen, wenn er eine eigene Partei gründen würde. Dieses Wochenende will Trump beweisen, dass er noch immer der Zirkusdirektor ist.

Amy Holmes

# Kuriose Methoden

Stefan Keller, Richter aus Obwalden, soll die Geheimtreffen von Ex-Bundesanwalt Lauber mit Fifa-Chef Infantino untersuchen. Zurückhaltung ist nicht seine Stärke.

Katharina Fontana

Der Sturz von Michael Lauber zählt zu den heissesten Polit-Geschichten der letzten zwei Jahre. Der einst als Top-Strafverfolger und Manager hochgejubelte Ex-Bundesanwalt strauchelte über nicht-protokollierte Treffen, die er mit Fifa-Chef Gianni Infantino abgehalten hatte – Treffen, an die sich die Beteiligten partout nicht mehr erinnern wollten und die vor dem Hintergrund der damals laufenden Strafverfahren rund um den Weltfussballverband Fifa unsauber wirkten. Im Sommer 2020 trat Lauber schliesslich auf grossen Druck hin zurück. Das prestigeträchtige Strafverfahren betreffend den mutmasslichen «Kauf» der Fussball-WM in Deutschland 2006 hatte im April 2020 ein für die Schweizer Justiz peinliches Ende gefunden: Es verjährte.

Die Affäre Lauber ist unrühmlich, für den Protagonisten selber, aber auch für die Aufsichtsbehörde über die Bundesanwaltschaft (AB-BA). Sie hatte dem obersten Strafverfolger jahrelang freie Hand gelassen und die Geheimtreffen zunächst nur milde abgemahnt, um Lauber dann ein Jahr später umso härter anzugreifen. Das Parlament agierte ebenfalls wenig glaubwürdig und liess, wenige Monate nachdem es den Bundesanwalt trotz aller Kritik im September 2019 in seinem Amt bestätigt hatte, kein gutes Haar mehr an ihm.

## Offensiv statt zurückhaltend

Wo die einen stürzen, steigen die anderen auf. Aufgestiegen ist Stefan Keller, bis vor kurzem unbekannter Richter aus Sarnen in Obwalden. Er ist der Mann, der abklären soll, ob sich bei den nichtprotokollierten Treffen zwischen Lauber und Infantino Unrechtmässiges zugegetragen hat. Die Vorwürfe lauten auf Amtsmissbrauch, Begünstigung, Verletzung des Amtsgeheimnisses. Keller wurde von der AB-BA im Sommer 2020 zum Sonderermittler eingesetzt und im letzten Herbst vom Parlament zum ausserordentlichen Bundesanwalt in der Causa Lauber gewählt. Dass Fifa-nahe Kreise seine Wahl verhindern wollten mit dem Argument, es brauche für diese Sache einen ver-



Zwiespältiger Eindruck: Sonderermittler Keller.

sierten Strafverfolger, wirkte auf etliche Parlamentarier wohl eher wie eine Empfehlung für Keller.

Man habe für diese politisch heikle Aufgabe eine unabhängige Person gesucht, die nicht mit der Staatsanwälte-Gilde (der Lauber nahesteht) verflochten sei, hiess es. Das trifft auf Keller zu. Der 44-Jährige stammt aus Schaffhausen und studierte in Freiburg, wo er mit einer Arbeit über das Rentenalter auf dem Bau dissertierte. Ein paar Monate war er für die Wettbewerbskommission tätig, danach vier Jahre als Gerichtsschreiber für die Strafrechtliche Abteilung des Bundesgerichts. Daneben wirkte SP-Mitglied Keller unter anderem als Präsident des Mieterverbands Deutschfreiburg und ist seit langem in der Militärjustiz engagiert. 2013 wechselte er nach Obwalden, wo er als Präsident des Obergerichts ein 55-Prozent-Pensum bekleidet und an einer Habilitation

arbeitet. Das ist eine solide juristische Laufbahn, aber keine, die ihn zum Sonderermittler gegen den Ex-Bundesanwalt prädestiniert.

Dass Keller über keine Praxis als ziviler Strafverfolger verfügt, mag erklären, warum er Methoden anwendet, die dem unbeteiligten Beobachter merkwürdig vorkommen. So ver-

*Es gibt ein ungutes Gefühl, wenn ein Staatsanwalt medial derart in die Offensive geht.*

blüfte er unter anderem damit, dass er Schreiben an die Parteien aus Deutschland verschickte oder zu Briefumschlägen aus Militärbeständen griff, wobei er die Bezeichnung «Militärsache» durchstrich. Auch wollte er der Gegenseite auf wiederholtes Ersuchen hin nicht mitteilen, welche Hilfspersonen er für die Strafuntersuchung



beigezogen hatte. Das gehe nicht, befand nun das Bundesstrafgericht auf Beschwerde von Fifa-Chef Infantino hin, eine Partei habe ein Recht darauf, zu erfahren, wer auf der Seite der Staatsanwaltschaft am Verfahren teilnehme. Keller hatte es laut dem Urteil aus Bellinzona zudem verpasst, materiell zur Beschwerde Stellung zu nehmen. Auf weitere Anträge Infantinos trat das Gericht nicht ein.

Erstaunlich ist: Der Beschluss des Bundesstrafgerichts datiert vom 5. Februar 2021, die journalistische Sperrfrist wurde auf den 19. Februar angesetzt. Bereits am 10. Februar veröffentlichte Keller auf seiner eigenen Website «Dr. Stefan Keller» eine Medienmitteilung, in der er das Urteil (nicht anonymisiert) ankündigte und sich als Sieger auf fast der ganzen Linie darstellte. Gewisse Medien veröffentlichten daraufhin Kellers gar rosige Darstellung, ohne den Inhalt des noch nicht publizierten Gerichtsentscheides zu kennen.

Auf die Frage der *Weltwoche*, ob sein Verhalten für einen ausserordentlichen Bundesanwalt nicht unüblich sei, teilt Keller mit, dass er selber nicht an die Sperrfrist gebunden gewesen sei. Das trifft zu, gleichwohl gibt es ein ungutes Gefühl, wenn ein Staatsanwalt, der während der Strafuntersuchung zur Zurückhaltung und Unparteilichkeit verpflichtet ist, medial derart in die Offensive geht.

#### «Man wählt immer die Besten»

Die Konstellation des Richters aus der Provinz gegen die mächtige Fifa, die sein Tun mit Argusaugen beobachtet, hat etwas von einer David-gegen-Goliath-Geschichte. Das Magazin *Plädoyer* stimmte denn auch jüngst ein Loblied auf Keller an. Er wurde als «Mann mit harten Gegnern» bezeichnet und als furchtloser Gegenspieler der Fifa dargestellt: «Ich kann mit grossem Druck gut umgehen», liess Keller die Leserschaft wissen. «Solange mir das Parlament den Geldhahn nicht zudreht, lasse ich mich von nichts und niemandem davon abbringen.» Sollte Keller an der Aufgabe scheitern, kann es nicht am Geld liegen: Eine halbe Million Franken für zwei Jahre hat ihm das Parlament zur Verfügung gestellt.

Man wird sehen, wie es weitergeht. Bisher hinterlässt der Sonderermittler einen zwiespältigen Eindruck, was bedauerlich ist. Immerhin geht es bei der Causa Lauber darum, ein blamables Kapitel der Schweizer Justiz aufzuarbeiten – diese hat in den letzten Jahren ohnehin mehr mit Pannen und Peinlichkeiten denn mit Erfolgen von sich reden gemacht. Da erträgt es keine Selbstdarsteller, die die Bühne suchen. An einem mangelt es Stefan Keller jedenfalls nicht: an Selbstbewusstsein. Gegenüber den *Schaffhauser Nachrichten* sagte er letztes Jahr auf die Frage, warum er den Ermittler-Job übernehme: «Man wählt immer die Besten, und ich fühle mich gut gerüstet.»

## Trio untauglich

Die verbleibenden Kandidaten für den Posten eines Bundesanwalts genügen nicht.

*Christoph Mörgele*

Die Gerichtskommission des Parlaments schlägt zwei Frauen und einen Mann für die Nachfolge des ehemaligen Bundesanwalts Michael Lauber vor. Inzwischen ist der bei weitem qualifizierteste Kandidat aus dem Rennen gefallen: Thomas Würgler hätte zweifellos die besten Voraussetzungen mitgebracht, um die ramponierte Bundesanwaltschaft wieder zu einer schlagkräftigen Behörde zu formen. Der parteilose promovierte Jurist mit Rechtsanwalts-examen hat einst als Staatsanwalt gearbeitet. Vor allem aber hätte der 65-jährige Übergangskandidat Würgler als Kommandant der Zürcher Kantonspolizei und als Regimentskommandant über die notwendige Führungserfahrung verfügt.

#### Favoritin von der Crypto-Bank

Als Favoritin unter dem verbleibenden Trio gilt die Genfer Freisinnige Maria-Antonella Bino, 54. Doch sie verfügt über kein Anwalts-examen, was für das Amt der obersten Anklägerin zumindest ungewöhnlich ist. Bei

#### *Die magere Auswahl an geeigneten Kandidaten ist auch die Folge eines verfehlten Aufsichtssystems.*

ihrem Verfahren gegen den tschechischen Kohlekonzern MUS soll für die Begründung eines Anfangsverdachts auch der Schweizer Botschafter in Prag eingespannt worden sein. Die Mitbewerberin und Stellvertreterin von Bundesanwalt Lauber wechselte rasch zur Bank Paribas in Paris. Dabei hatte sie als Anwältin des Bundes gegen die Söhne des ägyptischen Staatschefs Mubarak ermittelt, wobei die Schweiz deren Konten sperrte – unter anderem bei der Bank Paribas.

Ihren ungewöhnlichen Rollenwechsel begründete Bino gegenüber der Schweizerischen Depeschagentur so: «Mir wurde eine neue Rolle angeboten, die meinen Überzeugungen und den Anforderungen entspricht.» Angesichts solcher Aussagen stellt sich die Frage,

warum sie heute in die Bundesanwaltschaft zurückwill. Erst seit einigen Monaten wirkt die gebürtige Freiburgerin als Chefin der Rechtsabteilung einer Crypto-Bank im Kanton Zug, von wo es sie jetzt offenbar bereits wieder wegzieht.

#### Mit den Hells Angels geflopt

Lucienne Fauquex, 61, bewarb sich ebenfalls schon 2011 vergeblich ums Amt des Bundesanwalts. Die Zürcherin hat nie ein Rechtsanwaltspatent erworben. Dafür wirkte die heute parteilose Fauquex als LdU-Vertreterin im Stadtzürcher Gemeinderat, wurde Anwältin des Bundes und leitete die Zweigstelle Zürich der Bundesanwaltschaft. Dort verantwortete sie den jahrelangen Ermittlungsflop gegen die Hells Angels; der aus dem Amt gedrängte Bundesanwalt Valentin Roschacher stellte ihr aufgrund ihres Wunsches ein vorzügliches Zwischenzeugnis aus. Heute wirkt Fauquex als Leiterin des Rechtsdienstes der Bundesanwaltschaft. Ihre lange Erfahrung in der Strafverfolgung macht die mangelnden Führungsqualitäten nicht wett.

Félix Reinmann, der dritte Kandidat ohne Anwaltsexamen, gilt in seinem Arbeitsumfeld zwar durchaus als freundlich und verbindlich. Wer beruflich mit dem Fünfzigjährigen zu tun hatte, traut ihm aber weder die Persönlichkeit noch das Format zu, als erfolgreicher Bundesanwalt zu wirken. Seine Führungsfähigkeiten gelten als sehr beschränkt, ebenso seine interne Akzeptanz. Bundesanwalt Michael Lauber überwarf sich 2015 mit Reinmann wegen angeblich unzureichender Leistungen, worauf ihn Regierungsrat Pierre Maudet 2018 als Chefbeamten im Kanton Genf einstellte.

Die magere Auswahl an geeigneten Kandidaten für den Posten eines Bundesanwalts ist zweifellos auch die Folge eines verfehlten Aufsichtssystems. Solange das doppelte Problem der Parlamentswahl und des Aufsichtsgremiums unter Hanspeter Uster nicht gelöst ist, werden sich keine besseren Kandidaten finden.

# Vom Realo zum Moralo

Mit seinen Attacken gegen die SVP-Initiative zur Nationalitäten-Nennung schmeichelt der Zürcher SP-Ständerat Daniel Jositsch zurzeit der sozialdemokratischen Seele.

Florian Schwab

**M**it sehr gutem Resultat schaffte Daniel Jositsch vor eineinhalb Jahren die Wiederwahl in den Ständerat: 216 000 Stimmen. 45 Prozent der Wähler schrieben seinen Namen schon im ersten Wahlgang auf den Zettel – gewählt. Das Ergebnis zeigt: Die Wählerschaft des sozialdemokratischen Strafrechtsprofessors reicht bis weit ins bürgerliche Lager hinein.

Die Analyse der Wahlen offenbart, dass Jositschs Macht auf zwei Säulen beruht. Zu zwei Dritteln sind seine Wähler dem links-grünen Lager zuzuordnen, zu einem Drittel der Mitte zwischen CVP und FDP. Arithmetisch eher irrelevant, aber vielsagend: Sogar gut fünf Prozent der SVP-Wähler wählten Jositsch. Die jositschsche Zauberformel – zwei Drittel links, ein Drittel Mitte-bürgerlich – erklärt so manches in seiner erstaunlichen Politikerkarriere. Seine Wahlerfolge. Aber auch sein Stimmverhalten. In der Skala der NZZ, die von -10 (links) bis +10 (rechts) reicht, rangiert Jositsch mit -6,8 am rechten Rand seiner Partei, ist aber doch insgesamt solid links.

## Gespür für Wählergruppen

Auch Jositschs öffentliche Einlassungen lassen sich durch diese Zauberformel erklären. Etwa zwei Drittel davon verwendet er dazu, die Seele der Sozialdemokraten zu streicheln. Momentan zieht er öffentlichkeitswirksam gegen die Initiative der Zürcher SVP zu Felde, welche die Polizei zur Nennung der Nationalität von Straftätern verpflichtet will. In einem Streitgespräch mit Nationalrat Mauro Tuena (SVP), das der *Tages-Anzeiger* letzte Woche veröffentlicht hat, gibt es viel Balsam für die Linke. Mit der Initiative, so Jositsch, wolle die SVP bloss «Vorurteile schüren». Und: «Herr Tuena und seine Partei schlagen politisches Kapital aus Vorurteilen gegenüber Ausländern.»

Als Professor für Strafrecht ist dem SP-Ständerat bestens bekannt, dass Ausländer für einen überproportionalen Anteil an Gewaltverbrechen verantwortlich sind. Und dass sie den Drogenhandel fast in Alleinregie bestreiten. Daraus aber die Forderung nach einer strikteren Einwanderungspolitik abzuleiten, gehe nicht. Jo-

sitsch hebt den moralischen Zeigefinger: «Jetzt betreiben Sie Sippenhaftung und schüren Vorurteile.» Man dürfe nicht «das Schicksal eines fünfjährigen eritreischen Flüchtlingskindes und seiner Familie» davon abhängig machen, «ob irgendein Landsmann irgendwann eine Straftat verübt hat». Das sei «nicht in Ordnung».

Man ahnt den Applaus, den die Genossen ihrem Ständerat für solche Aussagen zollen.



*Machiavellistische Wendigkeit:* Jositsch.

Denn selbstverständlich sind diese nicht. Jositsch hat gerade die Linke immer wieder mit prononcierten Law-and-Order-Positionen irritiert. So kritisiert er, dass die Gerichte die vom Volk angenommene Ausschaffungsiniziative aufweichen, indem sie den sogenannten Härtefallparagrafen zu oft anwenden. Juristenkollege und SVP-Kantonsrat Valentin Landmann lobte ihn in dieser Zeitung. Jositsch sei ein «überzeugter Sozialdemokrat, aber kein Sozialist», man könne ihn als «Realo» bezeichnen. In der öffentlichen Kommunikation zieht Jositsch, getreu dem Profil seiner Wähler, abwechselnd die Register «Sozialdemokrat» und «Realpolitiker». Die Initiative zur Nationalitätennennung ist für Jositsch nun der willkommene Anlass, das Pro-

fil des Hardliners zu korrigieren und mit einer Dosis Moral Distanz zur SVP zu markieren.

## Hilfe für Alice Weidel

Wenn es um juristische Gutachten geht, zeigt Jositsch weniger Berührungsängste. So half er der deutschen AfD-Politikerin Alice Weidel in einer Parteispendenaffäre. Jositsch kam zum Schluss, dass das ihr in Deutschland angelastete Verhalten in der Schweiz nicht strafbar sei, womit die doppelte Strafbarkeit als Grundlage für Rechtshilfe wegfiel. Auch für den früheren SVP-Chef Toni Brunner, für das Genfer Justizopfer Erwin Sperisen oder für die Whistleblowerinnen beim Zürcher Sozialamt setzte sich Jositsch gutachterlich ein, zum Missfallen vieler Genossen. Als Gutachter zeichnen den linken Strafrechtsprofessor eine politische Farbenblindheit und höchste fachliche Standards aus – er lässt sich hier, wie übereinstimmend berichtet wird, lediglich von seinem profunden Verständnis der Paragraphen leiten.

Kein Wunder, muss er als Politiker manchmal Gegensteuer geben, um seine Partei bei Laune zu halten. Mit sicherem Gespür identifiziert er die Themen, bei denen er sich politisch exponiert. Sie sind immer so gewählt, dass sie die beiden Säulen seiner Macht nicht nachhaltig ins Wanken bringen. Wenn es darum geht, seine bürgerlichen Sympathisanten bei der Stange zu halten, verärgert er die Genossen. Aber nur so wenig, dass sie bereit sind, ihm bei der nächsten Breitseite gegen rechts, wie jetzt bei Mauro Tuena, wieder zu verzeihen. Das ist hohe Kunst.

Eine saftige Kostprobe seiner machiavellistischen Wendigkeit gab Jositsch bei der Konzernverantwortungsinitiative. Mit Aplomb setzte er sich für die Initiative ein und erfreute damit seine Partei. In einem *Blick*-Streitgespräch ging er so weit, zu behaupten, es sei besser, wenn Schweizer Gerichte über Menschenrechtsverletzungen in «einem korrupten Land» wie Kolumbien urteilten. Drei Jahre zuvor hatte Jositsch von der kolumbianischen Aussenministerin feierlich den ihm aus familiären Gründen zustehenden kolumbianischen Pass entgegengenommen.



# KÖRZIS HOLLYWOOD

Norbert Körzdörfer



Es war einmal lustig in Hollywood. Ich war bei den Golden Globes in der TV-Werbepause auf der einzigen Toilette – zu viel Champagner. Ich blickte nach links: Brad Pitt. Ich blickte nach rechts: Rupert Murdoch.

Vor der Damen-Toilette lief ich in die lächelnde Angelina Jolie, die ihren Mann suchte. Als ich mich an den runden Zehnerstisch mit der Moët-Magnum-Flasche setzte, klopfte mir Tom Hanks auf die Schulter. Es ist die beste Party Hollywoods. Alle lieben die beschwipsten Golden Globes (man darf rauchen!), alle hassen die nüchternen Oscars.

Es beginnt mit Piccolo-Champagner auf dem roten Teppich und endet in zehn Aftershow-Partys mit Extrazelten und Chauffeur-Golfgcars – plus Abschiedsgeschenke. Die Nominierungen sind die exklusivste Gästeliste der City. Das «Beverly Hilton» wird für 5000 VIPs zum Party-Olymp bis Sonnenaufgang.

2021 wird alles anders – alles virtuell. Jeden Tag sterben immer noch tausend Menschen in Los Angeles – Corona.

Netflix hat 49 nominierte Hits! Favoriten: «Mank» von David Fincher (schwarzweisse Insider-Story Hollywoods mit trinkendem Drehbuch-Star Gary Oldman) und «The Crown – Season 4» (die geniale Queen-Serie von Peter Morgan). Jane Fonda, 83, kriegt den Ehrenpreis – sie sieht aus wie 63 und trägt immer noch High Heels!

Die Globes werden leider nicht mehr vom biertrinkenden Ricky Gervais, 59 («After Life»), lächelnd verrissen, sondern aus L. A. und New York via Video moderiert von Tina

Fey («30 Rock») – mit Zoom-Stars! Zu Hause bei Weltstars-Glamour.

Das ist die traurige Video-Ouvertüre für die Oscars (25. April, TV-Live-Übertragung in 225 Länder). Es wird der unvergesslichste vergessliche Oscar werden.

Die 9000 Oscar-Wähler gähnen. Es gibt wenig Filme, die zu schauen Spass macht. Wer den Oscar-Favoriten «Nomadland» (Goldener Löwe von Venedig) streamt, zuckt mit dem Herzen: ja, bewegend, USA-Panorama, lebenssinnsuchende Heldenreise einer Arbeiterwitwe mit dem Camper durch das Land der Träume, vom Amazon-Christmas-Job bis zur Camper-Selbsthilfe-Party in der Wüste. Doppel-Oscar-Star Frances McDormand, 63 («Fargo»), als moderne prekäre Nomadin, die in der Natur (viele Sonnenauf- und -untergänge) das Leben neu lieben lernt. Luxus ist Unterwegssein im Jetzt. Regie: die neue Hollywood-China-It-Woman Chloé Zhao, 38 («The Rider»).

Trend: sozialer Realismus. Mutige, harte Filme: Wie ein verlorenes Baby die Ehe zerstört («Pieces of a Woman»). Wie Sir Anthony Hopkins in der Demenz versinkt («The Father»). Ein bisschen mehr Vater-Tochter-Action ist der melancholisch-versöhnende Retro-Western «News of the World» mit Legende Tom Hanks, 64, und dem deutschen Shooting-Star Helena Zengel, 12 («Systemsprenger»), von «Bourne»-Regisseur Paul Greengrass, 65. Aber «La La Land» ist das alles nicht. Der Streaming-Oscar wird zur Preis-Orgie für Netflix und Co. werden. Nur der erfolgreichste «Film» der

USA, das Hit-Musical «Hamilton», wird vom Oscar-Rennen ausgeschlossen – weil es «technisch» kein eigenständiger Film ist, sondern ein abgefilmtes Musical. Willkommen in der neuen dualen Kino-Welt. Nur Regie-Rock-'n'-Roller wie Quentin Tarantino, 56 («Once Upon a Time in . . . Hollywood»), verdammen die Streaming-Konkurrenz als Film-Onanie: «Kino ist wie richtiger Sex zu dritt – Streaming ist wie ein *handjob!*»

Die Weltstars relaxen in ihren Villen – mit Kids, Hunden, Büchern, Kindle und Netflix. Angelina Jolie, 45, hat sich in Los Feliz die Ex-Villa (1913) von Tycoon Cecil B. DeMille gekauft, die Charlie Chaplin so liebte. Jetzt ist Multi-Tasking-Jolie (Uno-Botschafterin) mit ihren sechs Kindern (12–19 Jahre) nur fünfzehn Minuten von ihrem Ex Brad Pitt, 57, entfernt: «Ich wollte, dass die Kinder nahe bei ihrem Dad sind.» Sie liest den grossen Psychoanalytiker Victor Frankel, hört «Vienna» von Billy Joel und schneidet ihren Kids die Haare: «Die grosse Stille hat auch etwas Schönes.»

Ein Weltstar, der in seiner Villa im Wald relaxt, schmunzelt fatalistisch: «Es wird vorbeigehen. Wir werden das besiegen.»

Ein Investor-Freund: «Ich hab mich jetzt impfen lassen – im Supermarkt. Das Leben ist schon verrückt!»

Die Pazifik-Strandvilla in Malibu von Ex-James-Bond Pierce Brosnan, 67, ist jetzt zu haben – für hundert Millionen Dollar. Wer's hat, kann sie haben.

# Arztpraxis statt Theorie

Weil Rainer Fischbacher den Shutdown kritisiert, musste er als Appenzeller Kantonsarzt abdanken. Viele Hausärzte teilen seine Ansichten.

Alex Baur

Die Aussprache mit Regierungsrat Yves Noël Balmer (SP) vom 11. Februar war kurz und sachlich. Der Gesundheitsdirektor des Kantons Appenzell Ausserrhoden stellte Dr. med. Rainer Fischbacher vor die Wahl: Entweder verzichtet er künftig auf öffentliche kritische Äusserungen zur Corona-Politik, oder er muss als Kantonsarzt demissionieren. Fischbacher musste nicht lange überlegen. Mit sofortiger Wirkung trat der Allgemeinpraktiker nach sieben Jahren klaglosen Engagements von seinem Amt zurück, das er seit Anfang 2020 ohnehin nur noch in stellvertretender Funktion ausgeübt hatte.

Auslöser war ein Leserbrief von Fischbacher in der *Schweizerischen Ärztezeitung* gewesen, mit dem er die Shutdown-Politik des Bundes scharf kritisiert hatte. Aufgrund seiner praktischen Erfahrung war er schon lange zum Schluss gekommen, dass die Kollateralschäden der Massnahmen – soziale Isolation, Depressionen, fehlende Perspektiven, Angst, Arbeitslosigkeit – grösser seien als der Nutzen. Und wenn sich schon Kantonsarzt-Kollegen wie Rudolf Hauri (ZG) oder Thomas Steffen (BS) öffentlich für eine repressive Politik engagieren, so meinte er, dann müsste auch eine Gegenstimme erlaubt sein.

## «Keine exakte Wissenschaft»

Rainer Fischbacher weiss, wovon er spricht. Seit 25 Jahren führt er seine Allgemeinpraxis in Herisau. Viele seiner rund 2000 Patienten sind hochbetagt, gehören also zur Risikogruppe. Er kennt ihre Sorgen und Leiden, viele hat er schon ins Altersheim und bis zum Tod begleitet. Auch Fischbacher bereitete das neuartige Virus grosse Sorge. Doch in seiner Praxis stellte er fest, dass das psychische Leid oft grösser war als das physische.

«Medizin ist keine exakte Wissenschaft», sagt Fischbacher im persönlichen Gespräch, «für einen Arzt gehören Rätsel zum Alltag.» Ihm wurde schnell klar, dass sich Politik, Ideologie und Wissenschaft um das Coronavirus zu einem unheilvollen Amalgam vermengt hatten. Ob der theoretischen Modelle sei der Bezug zur



Störfaktor: Mediziner Fischbacher.

Realität zusehends verlorengegangen. Praktiker wie Fischbacher waren in den Planspielen von Politik und Wissenschaft ein Störfaktor, sie blieben aussen vor.

Als Allgemeinpraktiker ist sich Fischbacher gewohnt, dass man viele medizinische Phänomene nur ansatzweise erklären kann. Jeder Mensch reagiert individuell auf Massnahmen. Die Psyche spielt dabei eine zentrale Rolle. Auch Angst kann krankmachen. So erlebte er im vergangenen Jahr immer wieder Patienten mit einer leichten Erkältung, die an Atemnot litten, obwohl sie eine normale Sauerstoffsättigung im Blut auswiesen und oft sogar negativ auf Covid-19 getestet wurden.

Drei seiner Patienten im Alter zwischen 70 und 98 Jahren, alle mit schweren Vorerkrankungen, sind am Coronavirus gestorben. Eine Hochrisikopatientin, die gerade eine doppelseitige Lungenentzündung durchgemacht hatte, überwand Corona locker, andere traf es schwer. Dass Covid-19 eine grössere Bedrohung darstellt als eine commune Grippe, steht für Fischbacher ausser Frage. Trotzdem hält er die Gefahr des neuartigen Virus für masslos aufgebauscht: «Junge Menschen leiden, weil ihre Zukunft zerstört wird, alte und kranke Menschen leiden, weil man sie nicht mehr sterben lässt.»

Bis vor einem Jahr habe man akzeptiert, dass ein betagter Tumorpatient durch eine Grippe von seinem Leiden erlöst würde. In der Schweiz

war die sogenannte Palliativmedizin noch bis 2020 gängige Praxis. Statt Patienten, bei denen keine Aussicht auf Genesung mehr bestand, mit lebensverlängernden Massnahmen zu quälen, beschränkte man sich darauf, Schmerzen zu lindern. Statt im Spital liess man sie nach Möglichkeit zu Hause sterben. Bis die Corona-Medizin alles auf den Kopf stellte.

## Mutanten ungewollt herangezüchtet

Die gängige Vorstellung, dass ein Corona-Tod schlimmer sei als etwa Krebs oder ein Organversagen, ist gemäss Rainer Fischbacher ein falscher Mythos. Mit dieser Meinung ist er nicht allein. Acht von zehn Allgemeinpraktikern, mit denen er sich regelmässig austauscht, teilen nach seiner Wahrnehmung diese Einstellung grundsätzlich. Doch die Hausärzte haben fast keinen Einfluss auf die Corona-Politik. Gemäss Fischbacher liegt es auch daran, dass die meisten von ihnen Einzelkämpfer sind, die sich schwer damit tun, sie auf eine gemeinsame Stossrichtung einzuschwören.

Gemäss Fischbacher ist es unsinnig, junge Menschen, für die das Virus gar keine Bedrohung ist, vor Corona-Ansteckungen zu schützen. Nach den allgemein anerkannten Regeln der Biologie wäre es sogar denkbar, dass die angeblich ansteckenderen Mutanten durch die Lockdown-Politik ungewollt erst herangezüchtet wurden. Wenn das Social Distancing die Verbreitung des Virus erschwert, vermehren sich nur noch jene Viren, welche diese Schranken überwinden können. Wenn dem so sein sollte, dann führte wohl nur noch die Impfung aus dem Schlamassel.

Die Lockdown-Politik nach chinesischem Vorbild hat zu einer tiefen Spaltung der Gesellschaft geführt. Eine wachsende Minderheit in der Bevölkerung hat jedes Vertrauen in das System verloren. Vor diesem Hintergrund könnte es heilsam sein, wenn man sich wieder der Hausärzte entsinnt, die uns bisher mit Pragmatismus statt mit Zwang und Busen doch recht gut am Leben erhalten haben. Eine Impfung können auch sie verabreichen, dazu braucht es keine neue Zentralbürokratie.



# Herkules gegen Goliath

Kevin Sorbo, Star der Fernsehserie «Hercules», ist das jüngste Opfer der Facebook-Meinungspolizei. «Sie können jederzeit auf jeden losgehen», sagt er der *Weltwoche*.

Amy Holmes

Er hat Herkules gespielt, den Sohn des Göttervaters Zeus. Und er war der Raumschiffkapitän Dylan Hunt in der Fernsehserie «Andromeda». Aber nicht einmal der Actionheld und christliche Filmstar Kevin Sorbo ist vor der Internetdiktatur Facebooks und der sozialen Medien sicher. Vor zwei Wochen löschte die globale Plattform ohne Angabe von Gründen und ohne Warnung seine populäre Facebook-Seite mit einer halben Million Followern.

Facebook behauptet, man habe seinen Account nach einer Frist von 48 Stunden gelöscht, weil Sorbo «wiederholt unzutreffende Behauptungen über das Coronavirus oder über Impfstoffe» gepostet habe. Anfang des Monats hatte Facebook bekanntgegeben, dass man eng mit der neuen US-Regierung zusammenarbeiten, ihre Impf- und Corona-Agenda aktiv unterstützen und kritische Stimmen unterbinden werde.

Ich kontaktiere den 62-jährigen Sorbo, mit dem ich schon lange freundschaftlich verbunden bin, um seine Version der Story zu hören. Ich erreiche ihn in seinem Anwesen in Florida, wo er und seine Familie Asyl gefunden haben – nach Jahren in Südkalifornien, der sogenannten Left Coast. Sorbo versichert: «Ich bin keiner, der mit Verschwörungstheorien um sich wirft, aber Facebook hat wirklich erstaunlich viel Macht über unser Leben.»

## Virtuelles Facebook-Fallbeil

Laut Sorbo begann alles im vergangenen Jahr mit der Pandemie, als bei ihm der Verdacht aufkam, dass klammheimlich Posts von ihm unsichtbar gemacht worden waren. Während er sonst «zwischen 20 000 und 200 000» Likes und Shares generiert hatte, verkümmerten sie nun allmählich zu einem Rinnsal. Facebook ging noch strenger vor, als er Kommentare, Artikel und Studien teilte, die sich kritisch mit dem Lockdown und den Forschungsergebnissen beschäftigten, die den drakonischen Massnahmen zugrunde lagen. «Sie meldeten sich bei mir und erklärten: «Also, so geht das nicht», sagt Sorbo. «Das ist ihre Variante von

Fake News.» Aus Sorge, seine zahlreichen Follower und das unschätzbare PR-Instrument für seinen neuen Dokumentarfilm «Against the Tide» zu verlieren, habe er eingelenkt. «Jedes Mal, wenn ich aufgefordert wurde, etwas von meiner Seite zu entfernen, auch wenn es der Wahrheit entsprach, habe ich einfach gesagt: «Wissen Sie was, auf das Problem kann ich gern verzichten.»»



Im Visier: Actionheld Sorbo.

Aber Ex-post-facto-Löschungen reichten offenbar nicht. «Sie wollten mich schlicht und einfach loswerden», sagt Sorbo, «weil ich unseren Umgang mit Covid-19 in Frage stellte und über die katastrophalen Folgen für Unternehmer nachgedacht habe.» Sorbo sagt, er hätte die missliebigen Posts sofort gelöscht, wenn man ihm die Chance gegeben hätte, aber er hat nie erfahren, welche Posts gegen Facebooks neue Pro-Biden-Politik verstießen. In einem Schauprozess ohne Öffentlichkeit sauste das virtuelle Facebook-Fallbeil herunter.

Sorbo versuchte, eine neue Seite mit unpolitischen Beobachtungen und humoristischen Betrachtungen zu lancieren, aber nach fünf Postings wurde auch sie gelöscht. Facebook betrachtet jeden Versuch, eine neue Seite

einzurichten, selbst wenn die Regeln befolgt werden, als Täuschungsmanöver.

Mit anderen Worten: Im Fokus stand nun nicht mehr der Inhalt, sondern der bedauernswerte Autor. Gleichzeitig sind Facebooks Sprachpolizisten offenbar recht nachlässig, wenn es um Drogen geht, die unter dem Hashtag buydrugsonline auf ihrer Plattform angeboten werden, wobei sogar das Bezahlssystem von Facebook benutzt wird. Wie ein ehemaliger Content-Moderator im letzten Jahr im Zusammenhang mit einer juristischen Klage bemerkte: «Im Unterschied zu *hate speech* waren Drogen offenbar nie ein Problem.»

## «Linke Trolle»

Von Facebook (mit mehr als 2,7 Milliarden monatlichen Nutzern) gelöscht zu werden, betrifft nicht nur die Meinungsfreiheit. Es geht auch um viel Geld. Als unabhängiger Filmmacher nutzt Sorbo Facebook als zentrales Werbeinstrument. «Ich habe einen neuen Dokumentarfilm, der jetzt herauskommt, einen neuen Film. Facebook beeinträchtigt meine beruflichen Möglichkeiten.» Sorbo überlegt, ob er die Plattform auf Schadensersatz verklagen soll.

Ich frage ihn, was Schweizer Leser und 5,2 Millionen Schweizer Facebook-Nutzer aus seiner Erfahrung lernen sollten. Er antwortet ohne zu zögern: «Dass es jederzeit jeden treffen kann.» Seit Facebooks rüdem Vorgehen in Australien wissen wir, dass der Internetriese sich sogar mit Regierungen anlegt.

«Ich bin kein Streithahn», sagt Sorbo. «Ich will bei wichtigen Themen einfach auch die andere Seite hören.» Aber Facebook ist mehr an Vorschriften als an Dialog interessiert. «Ich weiss nicht, wer diese linken Trolle sind, diese wütenden Linken, die meine Seite löschen. Sie sind gegen mich, weil ich eine andere Meinung habe.» Und dann fügt er hinzu: «Aber ich würde sofort mit ihnen reden.» Einstweilen wird Sorbo seine Einladung über Twitter versenden müssen.

Aus dem Amerikanischen von Matthias Fienbork

# Das souveräne Königreich

Der Brexit wurde in Europa als Katastrophe für Grossbritannien bezeichnet. Die Katastrophe ist ausgeblieben, die Europa-Begeisterung innerhalb der EU nicht gestiegen.

Robert Tombs

Vor fünf Wochen, an Silvester, endete die Übergangsphase nach dem offiziellen Austritt des Vereinigten Königreichs aus der Europäischen Union. Elf Monate zuvor, am 31. Januar 2020, war das Abkommen in Kraft getreten. An den Grenzen gibt es noch Probleme, aber nicht so schwerwiegende, wie sie von vielen Brexit-Gegnern prophezeit wurden – endlose Lastwagenstaus, leere Regale in den Supermärkten, Arzneimittelknappheit.

Ironischerweise ist die einzige Auswirkung auf die medizinische Versorgung, dass im Vereinigten Königreich sehr viel zügiger mit der Corona-Impfung der Bevölkerung begonnen wurde als in der EU. Für uns alle ist die Pandemie eine weit gravierendere Herausforderung als der Brexit, der noch vor einem Jahr als das grösste Problem am Horizont erschien. Heute ist der Brexit nicht mehr so bedeutsam, eine wichtige Periode in der britischen und europäischen Geschichte ist relativ sang- und klanglos zu Ende gegangen, wie ich in meinem neuen Buch «This Sovereign Isle. Britain In and Out of Europe»\* darlege. Kann sein, dass wir die Sache in ein paar Jahren weitgehend vergessen haben.

## Ein Jahrhundert ohne Diktatur

Brexit steht für einen Umbruch sowohl in der Geschichte des Vereinigten Königreichs als auch der europäischen Integration. Für die Briten markiert er das Ende eines halben Jahrhunderts, in dem Grossbritannien versucht hat, sich «im Herzen Europas» einzurichten, wie es der damalige Premierminister John Major 1991 formulierte. Für das «europäische Projekt» bedeutet er das Ende einer Periode, in der die EU einen kontinuierlichen Erweiterungsprozess erlebte und ihrem Ziel einer immer engeren Integration näherkam. War dieser Bruch historisch unvermeidlich, oder war er das Ergebnis kurzfristiger Umstände? Ich würde sagen, beides.

Zunächst die Geschichte. In den vergangenen drei Jahrhunderten hatte Grossbritannien enge wirtschaftliche, kulturelle und politische Beziehungen mit anderen Kontinenten. Seine



Ökonomisch dürfte der Brexit bald als Normalität akzeptiert sein.

engsten und zuverlässigsten Verbündeten – darunter die USA, Australien und Kanada – sind ausserhalb von Europa. Noch immer leben mehr Briten in der sogenannten «Anglosphäre» als in der EU, und Grossbritannien betreibt weniger Handel mit der EU als andere EU-Staaten. Kurzum, Grossbritannien ist nicht so exklusiv europäisch wie seine Nachbarn auf dem Kontinent und wird seine Zukunft vermutlich nicht

in der EU sehen. Ausserdem haben wir in der jüngeren Geschichte andere Erfahrungen gemacht: ein 20. Jahrhundert ohne Niederlagen, ohne Besatzung, ohne Diktatur. Für die Briten war supranationale Integration also nicht der alleinige Weg zu Frieden in Europa und mehr Sicherheit im eigenen Land.

Aus diesen historischen Gründen waren sie weniger geneigt, politische Macht an Brüssel



abzugeben. Für sie ging es bei der EU in erster Linie um Handel, nicht um ein grosses europäisches Projekt. Die Schweizer verstehen das gewiss. Selbst proeuropäische Briten, die der EU nicht den Rücken kehren wollten, waren nicht bereit, noch mehr Befugnisse abzutreten. Im Lauf der Jahre wandte sich Grossbritannien immer wieder gegen die föderalen Bestrebungen der EU. Wir lehnten es sogar ab, an öffentlichen Gebäuden die EU-Fahne aufzuziehen. Doch die EU war unablässig bestrebt, die Mitgliedstaaten immer stärker zu kontrollieren, und hatte immer weniger Verständnis für die britische Haltung.

Der Versuch von Premierminister David Cameron, im Jahr 2015 eine Neugestaltung der EU-Mitgliedschaft auszuhandeln (halb drin, halb draussen), musste daher scheitern. Der Konflikt lässt sich mit traditionellen historischen Differenzen erklären, weshalb ein Brexit früher oder später wahrscheinlich, vielleicht sogar unausweichlich war.

Doch wir sollten in der Geschichte nicht den ausschlaggebenden Faktor sehen. Auch die Umstände spielten eine Rolle. Dafür möchte ich zwei Gründe anführen. Erstens stimmte 2016 nur eine kleine Mehrheit (52 zu 48 Prozent) für das Referendum. Wenn der Brexit historisch unvermeidlich war, so blieb das einer knappen Hälfte der Bevölkerung verborgen, darunter den meisten Politikern, Intellektuellen, Unternehmern und Interessenverbänden.

Zweitens unterschied sich die Haltung der Briten zur EU nicht gross von der in anderen EU-Mitgliedsstaaten. Laut Umfragen wurden in den Niederlanden, in Grossbritannien,

### *War der Bruch historisch unvermeidlich oder das Ergebnis kurzfristiger Umstände? Beides.*

Deutschland und Spanien zum Zeitpunkt des Brexit-Referendums praktisch die gleichen Ansichten zur EU vertreten. In Frankreich, Italien und vor allem in Griechenland hatten mehr Menschen ein negatives EU-Bild als in Grossbritannien. Bei bestimmten Wirtschaftsfragen waren viele Länder (u.a. Frankreich, Spanien, Griechenland, Italien und Schweden) deutlich EU-kritischer. Die öffentliche Zustimmung zur EU war nicht nur in Grossbritannien zurückgegangen, sondern in den meisten EU-Staaten – ganz besonders nach den Finanzkrisen 2007 und 2012.

Wenn die Briten also nicht EU-kritischer eingestellt waren als die meisten ihrer Nachbarn, warum wollten sie dann gehen? Die Antwort ist einfach: weil man ihnen die Möglichkeit gab, in einem Referendum darüber zu entscheiden – aus Sicht der meisten europäischen Politiker ein wahnwitziges Aben-

teuer, das David Cameron regelmässig um die Ohren gehauen wurde. Vor allem aber, weil das Vereinigte Königreich nicht zur Euro-Zone gehörte und ein Austritt daher nicht so riskant war wie bei einem Mitglied des Euro-Raums. Länder, in denen die EU noch unpopulärer ist als in Grossbritannien, scheuen diesen Schritt, weil die Risiken für das Finanz- und Wirtschaftssystem viel zu gross sind. Die Furcht vor den ökonomischen Auswirkungen eines EU-Austritts ist gross, nicht nur im Vereinigten Königreich. Es war die ausschlaggebende Überlegung all jener, die 2016 für einen Verbleib gestimmt haben, und fast wäre der Brexit auch abgelehnt worden. Hätte Grossbritannien zur Euro-Zone gehört, wäre es nicht zum Brexit gekommen.

### **Sorgen mit Polen und Ungarn**

Diese Frage hat sich inzwischen erledigt. Keine bedeutende politische Bewegung im Vereinigten Königreich will den Brexit rückgängig machen. Trotzdem bleiben ernste Schwierigkeiten, insbesondere mit Blick auf Nordirland, wo die EU weiterhin Mitspracherecht hat. Das grösste Problem ist die Haltung der schottischen Nationalisten, die gegen den Brexit waren und nun für ein unabhängiges Schottland als Mitglied der EU eintreten. Doch nach dem Brexit erscheint dies wenig sinnvoll; Schottland könnte auf einen Wirtschaftskollaps zusteuern.

Zu den ökonomischen Katastrophen, die in Grossbritannien als unausweichliche und unmittelbare Konsequenz eines Brexits an die Wand gemalt wurden, ist es nicht gekommen. Wichtige Unternehmen, die öffentlich gegen den Brexit waren, namentlich Airbus und Nissan, haben inzwischen verstärkte Investitionen in Grossbritannien angekündigt. Der angedrohte Weggang von Finanzdienstleistern nach Frankfurt oder Paris ist ausgeblieben. Ökonomisch dürfte der Brexit bald als Normalität akzeptiert sein, zumal Grossbritannien Handelsabkommen mit anderen Teilen der Welt abgeschlossen hat und sich anderen Partnern zuwendet – nicht zuletzt der Schweiz.

Die grosse Frage ist, ob die Europäische Union den Brexit tatsächlich akzeptieren und den Briten freundschaftliche und vorteilhafte Beziehungen zusagen wird. Die Signale, die Brüssel sendet, sind alles andere als klar. Einerseits hängt die Sicherheit auf dem Kontinent in hohem Mass von Grossbritannien als dem führenden europäischen Nato-Staat ab. So sind beispielsweise britische Truppen in Estland stationiert, die das Land im Fall einer russischen Aggression schützen sollen. Das Vereinigte Königreich ist ausserdem der grösste Exportmarkt der EU, wichtig vor allem für Deutschland und Frankreich. Andererseits bleibt das politische Problem, das die EU nie

geleugnet hat: Wenn der Brexit zu einfach gemacht wird und, wie es aussieht, durchaus erfolgreich ist (denken wir nur an das Covid-19-Impfprogramm), dann könnten andere Staaten – vor allem Länder wie Dänemark, Schweden, Polen und Ungarn, die nicht dem Euro-Raum angehören – auf die Idee kommen, ihre Beziehungen zu Brüssel herunterzufahren. Polen und Ungarn bereiten der EU ohnehin reichlich Sorgen.

Von Anfang an wurde der Brexit überall in Europa als Katastrophe für Grossbritannien bezeichnet. Das hat andere «Rebellen» sicher-

### *Auf keinen Fall soll der Eindruck entstehen, ein Austritt aus der EU wäre ein Kinderspiel.*

lich abgeschreckt und der EU zu mehr Akzeptanz verholfen, die Europa-Begeisterung freilich nicht gesteigert. Wird die EU den Briten auch weiterhin Probleme bereiten und, wenn ja, wie weit würde man gehen? Würde man für lange Staus in den Fährhäfen sorgen oder die Nationalisten in Schottland und Nordirland unterstützen? Oder wird man sich für eine enge Partnerschaft mit den Briten entscheiden? Beides ist für die EU mit Risiken verbunden. Brüssel will das Vereinigte Königreich nicht vor den Kopf stossen. Ebenso wenig soll aber der Eindruck entstehen, ein Austritt aus der EU wäre ein Kinderspiel, denn das würde das Fundament der Union ernsthaft gefährden.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Robert Tombs ist emeritierter Professor an der Universität Cambridge. \* Sein jüngstes Buch, «This Sovereign Isle. Britain In and Out of Europe», ist soeben bei Penguin erschienen.



## Aufregung in St. Moritz

Es klingt wie aus einem Polizeistaat: Im Oberengadin erzählt man sich, dass Sicherheitskräfte als «Agents provocateurs» auftreten. Sie sollen Ladeninhaber zum Verstoss gegen die Covid-Verordnungen verleiten, um sie nachher zu belangen. Konkret, so wird berichtet, hätten sich Polizisten als Skifahrer ausgegeben und Ausrüstungen gemietet – eine erlaubte Dienstleistung. Nach vergnüglichen Stunden auf der Piste hätten sie die Ski dann durch aufdringliches Insistieren kaufen wollen, was gegen die Corona-Regeln verstossen hätte. Im Oberengadin ist von zwei solchen Fällen die Rede.

Auf Anfrage der *Weltwoche* dementiert die Kantonspolizei Graubünden die Nachricht. Man habe umgehend Abklärungen eingeleitet und sei zum Ergebnis gekommen, «dass die Kantonspolizei Graubünden keine derartigen Kontrollen durchführt» und die Darstellung «deshalb dementiert». Eine «derart hinterhältige Kontrollart wendet die Kantonspolizei Graubünden nicht an». Allfällige Mängel in der Umsetzung der Schutzkonzepte habe man «mit einem aufklärenden Gespräch korrigiert». Bis dato musste die Kantonspolizei «noch kein einziges Sportgeschäft im Oberengadin wegen Verstössen gegen die Covid-Bestimmungen zur Anzeige bringen».

Conradin Conrad, Inhaber des Skiservice Corvatsch und Betreiber diverser Vermietungsstationen, sagt: «Zumindest bei uns hat es keine solche verdeckte Kontrolle gegeben.» Die Polizei sei zwar präsent gewesen, «aber eher im hilfreichen Sinn».

### Symbol für den Bergler-Frust

Weitere Gesprächspartner bestätigen, dass die Behörden mit Augenmass agierten. Ein St. Moritzer Hotelier sagt, dass sich die ganze Region – inklusive Polizei – von Bern verschaukelt vorkomme. Man habe Schutzkonzepte für die Saison entwickelt, die auch gut funktionierten. So würden Hotelmitarbeiter regelmässig getestet – was die Covid-Verordnungen nicht verlangen. Das von Polizei und Behörden tolerierte Öffnen der Terrassen fürs Take-away in den Bergrestaurants sei ein Symbol für den Bergler-Frust darüber, dass Bern die hier unternommenen Anstrengungen für eine sichere Skisaison weggewischt habe und dem Tourismus Schaden zufüge. Um die Terrassen zu schliessen, «müsste Berset schon die Armee schicken», beschreibt der Hotelier die Stimmung. *Florian Schwab*

# Mehr Gin als Gym

Die Fitnesscenter sind geschlossen.  
Langsam werde ich wieder ein Lauch.

*Zeki Bulgurcu*

**I**ch bin nicht der Einzige, der es schade findet, dass Gyms geschlossen sind. Im Mini-Lockdown und im Home-Office wird der Kühlschrank stets von mir belästigt. Und weil ich nicht trainieren kann, sieht man mir das mittlerweile auch an: Langsam werde ich wieder ein Lauch.

Und trotzdem: Es ist ja nicht so, dass ich mich beschweren will. Ohne Fitness kann ich leben. Es geht. Es ist aber irgendwie schon interessant, zu beobachten, wie selbstverständlich einige Sachen für uns geworden sind und wie schwierig es jetzt ist, mit einem Verbot, mit Verzicht und Abstinenz, umzugehen.

Es liegt wohl daran, dass wir in der Schweiz einen hohen Lebensstandard geniessen. Wir sind es uns gewohnt, dass fast alles reibungslos funktioniert. Wie ein gesunder Körper, ein System oder eine trainierte Maschine.

### Brot mit Scheibenkäse

Krass finde ich, wie sehr sich die Leute auf jede neue Lockerung vom Bund freuen. Als würde man seine Freiheit zurückbekommen. Existenzen stehen auf dem Spiel. Es gibt Menschen, die mit finanziellen Langzeitfolgen rechnen müssen. Es ist für alle eine ausserordentliche Zeit, und ich möchte auch nicht allzu sehr philosophieren und auf Süleyman Shakespeare machen.

Aber bezüglich meiner Fitnessbeschwerde gibt es mittlerweile sogar Leute, die darüber lachen. Viele meinen, es sei ein Luxusproblem. Als gäbe es in der Schweiz eine Liste, die besagt,

*Nichtsdestotrotz habe ich gelernt:  
Wir führen ein privilegiertes  
und dennoch fragiles Leben.*

welches Problem wichtiger ist als andere. Die gleichen Personen raten mir dann, sogenannte Home-Workouts zu machen oder draussen joggen zu gehen. Sie verstehen aber nicht, dass das für mich nicht das Gleiche ist – und Joggen hasse ich sowieso. Es ist wie früher, als ich als Kind unterwegs meine Eltern bat, kurz bei Mc-

Donald's anzuhalten, und die Mutter dann aber sagte: «Wir haben McDonald's auch zu Hause.» Meistens hiess das altes Brot mit Scheibenkäse.

### Bald wieder offen?

Wie auch immer: Eigentlich braucht meine Liebe fürs Fitness ja gar keine Rechtfertigung. Denn im Gym zu trainieren, ist für mich mit einem gewissen Feeling verbunden; im Kraftraum bin ich mehr *in mood*, mehr in Stimmung, um zu schwitzen.

Zu Hause habe ich Hanteln, bei denen ich das Gewicht an- beziehungsweise wegschrauben muss. Das nervt – besonders, wenn man wie im Gym durch kilogenaue Hanteln verwöhnt ist. Mir ist die Routine – irgendwo hingehen, trainieren und dann heim – lieber. Für diese körperliche Aktivität gebe ich gerne Geld aus, auch für das Personal Training oder die Protein-Shakes danach.

Im Fitnesscenter fühle ich mich wohl und beanspruche die verschiedenen Dienstleistungen. Mit Home-Workout-Ratschlägen kann ich nicht wirklich viel anfangen – ausser sie zu ignorieren. Ich freue mich daher, wenn die Fitnesscenter bald wieder öffnen. Momentan beinhaltet mein Leben mehr Gin als Gym.

Nichtsdestotrotz habe ich in dieser Corona-Zeit einiges gelernt: Wir führen ein privilegiertes und dennoch fragiles Leben. Andererseits weiss ich jetzt auch, dass ich schneller zunehmen kann, als mir lieb ist.

Ich bin weder Politiker noch Virologe. Ohne achtlos zu klingen, möchte ich deshalb hinzufügen, dass wir in Zukunft wohl oder übel mit dem Virus leben lernen müssen. Womöglich wird es zu einem Bestandteil unseres Lebens.

Daher hoffe ich inständig, dass alle Menschen in der Schweiz wieder den Anschluss finden und dass bald wieder Normalität in der schönen Schweiz einkehrt – auch für Menschen, die ins Fitness möchten.

*Zeki Bulgurcu* ist ein schweiz-türkischer Comedian. Er ist einer der reichweitenstärksten Influencer der Schweiz.



# Im Halbdunkel der Erkenntnis

Probleme managen mit dem deutschen Bundesminister für Gesundheit, Jens Spahn.



Der deutsche Bundesminister für Gesundheit, Jens Spahn, agierte bis vor kurzem durchaus erfolgreich. So war er «massgeblich» (Wikipedia) am Entwurf eines «Terminservice- und Versorgungsgesetzes» (TSVG) beteiligt, das dazu dienen sollte, dass gesetzlich Versicherte, also die sogenannten Kassenpatienten, «schneller und leichter einen Arzttermin erhalten». Dazu gehörte auch «eine Erhöhung der Mindestsprechzeiten von Ärzten».

Ein solches Problem-Management ist in Deutschland nicht unüblich. Man verbessert nicht das Angebot, man verändert die gesetzliche Grundlage. Die «Erhöhung der Mindestsprechzeiten von Ärzten», also der Zeit, die ein Arzt einem Patienten widmen kann, war gewiss eine gute Idee, aber auch nicht mehr, denn dazu hätte man entweder die Anzahl Ärzte wesentlich erhöhen oder die Anzahl Patienten verkleinern müssen. Weder das eine noch das andere ist aus dem Stand machbar, die Wartezimmer sind weiterhin voll, und die Ärzte klagen darüber, dass sie einen grossen Teil ihrer Arbeitszeit mit bürokratischen Erledigungen verbringen müssen.

Spahn wollte auch eine gesetzliche Neuregelung der «Organspende» durchsetzen, und zwar dergestalt, dass eine Zustimmung zu einer Organspende als getroffen gilt, wenn der Betroffene nicht explizit widersprochen hat, solange er dazu noch in der Lage war. Damit sollte die Zahl der Organspenden erhöht werden. Der Bundestag mochte Spahn nicht folgen und stimmte für eine von den Grünen vorgelegte «Zustimmungslösung».

Unvergessen ist auch Spahns Agieren beziehungsweise Lavieren zu Beginn der Coro-

na-Krise. Nachdem Ende Januar 2020 der erste Fall bekannt geworden war, erklärte der für die Volksgesundheit zuständige Minister: «Für übertriebene Sorge gibt es keinen Grund», Deutschland sei gut vorbereitet. Zwei Wochen später, Mitte Februar, gab er bei einer Anhörung im Gesundheitsausschuss wieder Entwarnung, die Gefahr einer Pandemie sei «eine zurzeit ir-reale Vorstellung».

Natürlich, hinterher ist man immer schlauer, es kann in der besten Regierung vorkommen, dass ein Minister eine Lage falsch einschätzt, sie dramatisiert oder verharmlost, je nach Bedarf. Aber in diesem Fall hätte Spahn es besser wissen können. Seit Anfang 2013 existiert ein vom Wissenschaftlichen Dienst des Bundestages publiziertes Gutachten, in dem das Risiko einer Pandemie analysiert wird. Erstellt wurde es «unter fachlicher Federführung des Robert-Koch-Instituts und Mitwirkung weiterer Bundesbehörden». In dem Gutachten heisst es unter anderem:

«Das Szenario beschreibt eine von Asien ausgehende, weltweite Verbreitung eines hypothetischen neuen Virus, welches den Namen Modi-Sars-Virus erhält. Mehrere Personen reisen nach Deutschland ein, bevor den Behörden die erste offizielle Warnung durch die WHO zugeht. Darunter sind zwei Infizierte, die durch eine Kombination aus einer grossen Anzahl von Kontaktpersonen und hoher Infektiosität stark zur initialen Verbreitung der Infektion in Deutschland beitragen. Obwohl die laut Infektionsschutzgesetz und Pandemieplänen vorgesehenen Massnahmen durch die Behörden und das Gesundheitssystem schnell und effektiv umgesetzt werden, kann die ra-

sche Verbreitung des Virus aufgrund des kurzen Intervalls zwischen zwei Infektionen nicht effektiv aufgehalten werden. Zum Höhepunkt der ersten Erkrankungswelle nach zirka 300 Tagen sind zirka 6 Millionen Menschen in Deutschland an Modi-Sars erkrankt. [...] Nachdem die erste Welle abklingt, folgen zwei weitere, schwächere Wellen, bis drei Jahre nach dem Auftreten der ersten Erkrankungen ein Impfstoff verfügbar ist. Das Besondere an diesem Ereignis ist, dass es erstens die gesamte Fläche Deutschlands und alle Bevölkerungsgruppen in gleichem Ausmass betrifft und zweitens über einen sehr langen Zeitraum auftritt.»

Von den Zahlen abgesehen, klingt das Gutachten erstaunlich hellseherisch. Offenbar ist die Warnung in der Welt der Politik, wo man sich gerne auf «die Wissenschaft» beruft, wenn es um den Klimawandel geht, nicht angekommen. Heute, über ein Jahr später, tappt Minister Spahn immer noch im Halbdunkel der Erkenntnis. Bei einer Online-Diskussion mit besorgten Bürgern erklärte er: «Vielleicht brauchen wir übrigens alle eine dritte Impfung, das wissen wir noch gar nicht, ob wir alle nach 12 oder 24 Monaten noch einmal eine brauchen.»

Wir, Jens Spahn vorneweg, wissen erstaunlich wenig. Wir wissen nicht, ob eine geimpfte Person sich oder andere trotz der Impfung anstecken kann, wir wissen nicht, wie lange die Wirkung einer Impfung anhält, und wir staunen, dass Viren mutieren können, als habe es so etwas in der Geschichte der Virologie noch nie gegeben.

Unter diesen Umständen könnte es sich als Segen erweisen, dass der Impfstoff knapp ist.

## Leben trotz Covid

Nr. 7 – «Die Berset-Verschwörung»  
Hubert Mooser über die Corona-Politik des Bundes

BAG und Bundes-Virologen wollen uns stets weismachen, der Lockdown sei gut, um danach wieder ein Corona-freies Leben zu geniessen. Doch Covid-19 wird auf viele Jahre hinaus nicht mehr aus unserem Alltag verschwinden. Ergo: Wir müssen lernen, trotz Covid-19 zu leben. Seien wir aufmerksam, und machen wir die Tür zum Leben wieder auf!

Paul Zinniker, Sursee

Gestatten Sie, dass ich auch noch meinen Senf zum Corona-Debakel gebe. Es ist wahrscheinlich abstrus, aber es geht mir nicht mehr aus dem Kopf, dass das sture An-die-Wand-Fahren von Gesellschaft und Wirtschaft bösartig gewollt ist. Wie männiglich weiss, sind Sommaruga und Berset Sozialisten. Das ewige Ziel von Sozialisten ist es, möglichst viel Staat zu etablieren, Gesellschaft und Wirtschaft vom Staat abhängig zu machen. Die Corona-Situation bietet eine einmalige Gelegenheit, dies zu probieren.

Werner Schwarz, Fischbach-Göslikon

## Das starke Geschlecht

Nr. 6 – «Frauen regieren die Welt»  
Editorial von Roger Köppel

Dass die Frauen das starke Geschlecht sind, will die Natur so. Weil die Bestimmung des Menschen wie bei anderen Säugern die Erhaltung der Art ist, geht es gar nicht anders: «Zu den Frauen drängt, an den Frauen hängt doch alles. Ach wir Armen!» Ich interpretiere hier themengemäss den klönenden Goethe. Aus der weib-

lichen Machtposition ergibt sich das Axiom: «L'homme propose, la femme dispose.» Solche DNA-Konstellation macht uns Männer zwischengeschlechtlich erpressbar: Vor 2432 Jahren forderte Lysistrata in der gleichnamigen Komödie von Aristophanes ihre Geschlechtsgenossinnen von Athen und Sparta auf, ihren Männern den Sex zu verweigern, bis diese den Krieg beendet hatten. Das war zweifellos sinnvoller als zum Beispiel der «Frauenstreik» von angeblich 500 000 «Opfern» am 14. Juni 2019 in einem der komfortabelsten Länder der Welt.

Hans Rudolf Wehrli, Remetschwil

Danke für die andere Sicht auf das Frauenstimmrecht. Bei seiner Einführung war ich vierzig und voll berufstätig. Warum noch stimmen? Es funktionierte ja ausgezeichnet mit unseren vernünftigen Männern, die sich für das Wohl der Schweiz einsetzten. Das hatte nichts mit Unterdrückung der Frauen zu tun. Die Mehrheit war zufrieden.

Beatrice Trachsel, Fraubrunnen

## Mit Interesse studieren

Nr. 6 – «Geburt eines Staatsmanns»  
Francis Pike über Boris Johnson

Hervorragend! Ich werde den Artikel mit Interesse studieren.

Boris Johnson, London (GB)

## Politiker-Zirkus

Zu «Weltwoche daily»

Ihre Beiträge gelangen bis nach Äthiopien. Es braucht unabhängige Journalisten wie Sie, die den Mut haben, die Wahrheit auszusprechen und diesen Irrsinn zu hinterfragen.

Wer gründlich recherchiert, kommt unausweichlich zum Schluss, dass dieser Zirkus, den die Politiker der Welt gerade abziehen, einem anderen Zweck als der Gesundheit der Menschen dient. Werden Sie lauter, damit noch mehr Sie hören können! Unsere Unterstützung aus Äthiopien haben Sie. Herzliche Grüsse aus dem äthiopischen Kaffeedschungel.

Desta Kebede, per E-Mail

## Herzlich lachen

Zu den Weltwoche-Comics

Das muss doch einmal gesagt sein: Die sind einfach toll und bringen uns immer herzlich zum Lachen, in dieser Zeit, in der es eigentlich nichts zu lachen gibt! Vielen Dank!

Regina Abt, Oetwil am See

## Korrigenda

Nr. 7 – «Die Schweiz ist nicht genug»  
Beat Gygi und Hubert Mooser über Philipp Hildebrand

Im Artikel stand, dass Philipp Hildebrand als Nationalbank-Präsident Ende 2011 kandidiert habe für die Wahl ins Führungsgremium des Financial Stability Board (FSB). Das ist nicht korrekt. Ende 2011 erfolgte Hildebrands Ernennung zum Vice-Chairman des FSB; er versah diesen Posten, bis er Anfang 2012 als Nationalbank-Präsident zurücktrat. Wir bitten um Entschuldigung.

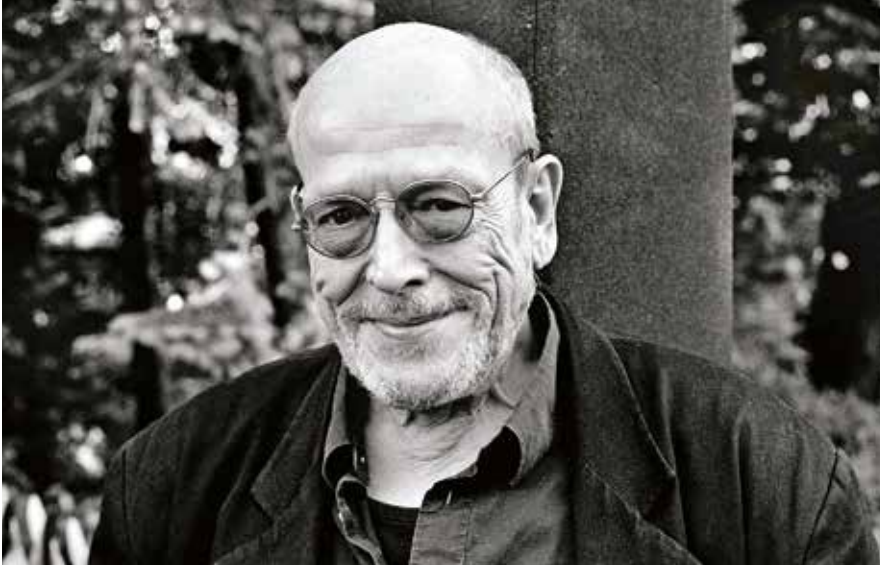
Die Redaktion

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.





Urs Jaeggi (1931–2021)  
Rush Limbaugh (1951–2021)



*Unerhörte künstlerische Kreativität:* Urs Jaeggi.

Der französische Soziologe Pierre Bourdieu schreibt: «Soziologie ist ein Kampfsport.» Keiner wusste das besser als Urs Jaeggi. Jaeggi gehörte zum merkwürdigen, ziemlich eindrücklichen Volk der Solothurner, dem auch Peter Bichsel, Otto F. Walter, Cuno Amiet, Willi Ritschard, Ernst Leuenberger angehörten und das sich durch Bodenständigkeit, Beharrlichkeit und erstaunliche Weltoffenheit auszeichnet.

1931 als Sohn eines sozialdemokratischen, früh verstorbenen Notars geboren, machte Urs eine Banklehre, holte im Abendstudium die Matura nach und studierte Soziologie an der Universität Bern. Sein Jugendtraum aber war, Kunstmaler zu werden – wie Cuno Amiet, dessen faszinierende Bilder in der elterlichen Wohnung hingen. Er habilitierte bei Richard Behrendt, erhielt einen Lehrauftrag und veröffentlichte 1966 zusammen mit Willy Wyniger und Rudolf Steiner das Buch «Der Vietnamkrieg und die Presse». In Bern gehörte die Soziologie damals noch zur Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät. Diese wurde beherrscht von ein paar hochkompetenten, stockkonservativen Juristen (mehrere davon Oberst im Generalstab).

In seinem Buch dokumentierte Urs die Söldnermentalität der Schweizer Presse, namentlich der *Neuen Zürcher Zeitung*, die blind die nordamerikanische mörderische Terrorstrategie in Vietnam verteidigte. Die Juristen jagten Urs von der Fakultät. Er ging nach Deutschland, zuerst an die Ruhr-Universität in Bochum, dann für zwanzig

Jahre (1972–1992) an die Freie Universität Berlin. In Deutschland schrieb er sein Meisterwerk «Macht und Herrschaft in der Bundesrepublik». Zusammen mit «Der eindimensionale Mensch» von Herbert Marcuse wurde das Buch zur Bibel der aufständischen Studenten von 1968. Jaeggis Buch verkaufte sich über 400 000-mal! Rudi Dutschke war sein Doktorand.

Frauen bewirken zuweilen bei Männern ungeahnte Wunder. Eva, eine kluge und sehr schöne Psychologin, war Jaeggis erste grosse Liebe. Ihre gemeinsame Tochter Rahel lehrt heute als Professorin der Philosophie an der Berliner Humboldt-Universität. Eva gelang es, Jaeggis Jugendtraum wieder zum Leben zu erwecken. Urs wurde Bildhauer, Schriftsteller, Dichter. Seine unerhörte künstlerische Kreativität durchbrach die Betondecke der soziologischen Realität. Seine Erfolge als Künstler sind äusserst eindrücklich. Seine massiven Eisenskulpturen begeisterten das Publikum berühmter Galerien in Berlin, Mexiko und New York. Er erhielt (1981) den Ingeborg-Bachmann-Preis für Dichtung. Seine Romane, insbesondere die romanzierte Autobiografie «Brandeis», fanden ein grosses, bewunderndes Publikum. Urs Jaeggi war einer der brilliantesten Soziologen, der faszinierendsten Intellektuellen seiner Zeit. Er starb 89-jährig in Berlin. Er war mein warmerherziger, unvergesslicher Freund. Ich schulde ihm tiefe Dankbarkeit und Bewunderung.

*Jean Ziegler*

Wer im letzten Jahrhundert mit dem Auto über die noch intakten Interstate-Highways durch Amerika gondelte, hörte am Radio eine markante Stimme. «Welcome to the Rush Limbaugh Show, a program exclusively designed for rich conservatives and right-minded Republicans and those who want to be either or both.»

Das war in den neunziger Jahren, und die Ironie war schon unüberhörbar. Sein Publikum waren nicht die reichen «country club Republicans», sondern die «Bedauernswerten», wie sie später von Hillary Clinton genannt wurden. Die Transformation der Republikanischen Partei, die schon mit Präsident Reagan begonnen hatte, war auch das Werk von Rush Limbaugh.

**Geist der 68er Protestkultur**

Ähnlichkeiten mit Reagan sind frappant: Beide kamen aus ärmlichen Verhältnissen, wuchsen auf in Kleinstädten an Flüssen im Mittleren Westen. Beide begannen Karrieren im Radio, waren Entertainer mit einer politischen Botschaft. Sie waren keine Intellektuellen, die abstrakt und allgemeingültig politisierten, sondern Erzähler, die mit List und Instinkt Anekdoten ins Gefecht warfen.

Reagan verkörperte aber die Generation der Depression und des Zweiten Weltkriegs, Limbaugh war ein Babyboomer. Er war nicht freundlich wie Reagan, sondern oft grob, hässlich und zotig. Er «hijackte» den Geist und die Werkzeuge der 68er Protestkultur für die Konservativen. Das war erfolgreich – sowohl politisch als auch kommerziell. Rush Limbaugh, 500 Millionen Dollar schwer, starb letzte Woche an Lungenkrebs auf seinem Anwesen in Palm Beach.

*Hansrudolf Kamer*



*List und Instinkt:* Rush Limbaugh.

# Ein Platz auf der Bühne

Warum das Geschäftsmodell der Covid-Task-Force in der Pandemie nicht hilft.



Die Swiss National Covid-19 Science Task Force des Bundes zeigt Zerfallserscheinungen. Vor einiger Zeit setzte sich der Epidemiologe Christian Althaus ab, kürzlich verliessen die ebenfalls mit Epidemiologie befassten Marcel Tanner und Marcel Salathé das Gremium. Alle gelangten in der Corona-Zeit zu grosser Bekanntheit. Aus ökonomischer Sicht stellt sich die Frage, ob sie einfach so gehen können oder ob sie jetzt etwas zahlen sollten für all die Gelegenheiten zum Auftritt auf öffentlicher Bühne in eigenem Namen.

Immerhin erfuhr ihr Humankapital in dieser Zeit eine starke Wertsteigerung, wenn man Bekanntheitsgrad und Ansehen als wichtige Grundlage für künftige Einkommensverbesserungen ansieht in Sachen Geld, Zuwendung, Prestige, sowie Zugang zu allerhand Ressourcen. Die Task-Force-Mitglieder als Einzelunternehmer, die den Platz auf der öffentlichen Bühne bestmöglich für sich nutzen – das Verhalten der rund sechzig Wissenschaftler steht jedenfalls nicht im Widerspruch zu dieser Sichtweise.

Es steht aber im Widerspruch zu den Vorstellungen all jener, die von einem solchen Gremium eine Beratung nach bestem Wissen und Gewissen zum Wohl der Allgemeinheit erwarten. Vor einigen Tagen hat die Gesundheitsjournalistin Catherine Riva in einer umfangreichen Analyse die Rolle und Arbeitsweise der Task-Force beleuchtet. Riva schreibt, die Expertengruppe nehme weiterhin eine ausserordentliche Stellung ein und beeinflusse das Leben der Schweizer in noch nie dagewesener Weise. Eine Debatte über deren Legitimität und Rolle sei notwendiger

denn je. Sie weist unter anderem darauf hin, dass «die Task Force ein nicht gewähltes und nicht repräsentatives Gremium» sei und weder dem Volk noch dem Parlament gegenüber Rechenschaftspflichten bestünden. Die Task-Force habe sich auf Initiative unter anderem einiger ihrer Mitglieder selber konstituiert.

So ist es. Im Rahmenmandat des Bundesamts für Gesundheit (BAG) steht zu diesem Gremium: «Dessen Mitglieder bestehen weiterhin nicht aus institutionellen Vertretungen, sondern aus in den relevanten Fachgebieten ausgewiesenen Expertinnen und Experten der Schweizerischen Hochschul- und Forschungslandschaft.» Also Einzelfiguren. Und weiter: «Die formelle Nomination der Mitglieder des Beratungsgremiums und der Mitglieder der bisherigen Expertengruppen erfolgt durch den Präsidenten der SN-STF, in Abstimmung mit dem Auftraggeber.» SN heisst Schweizerischer Nationalfonds, Auftraggeber ist das BAG.

Ökonomisch kann man es so sagen: Einzelunternehmer fanden sich zu einer Gruppe zusammen, die durch Abhängigkeiten zusammengehalten wird: Die Mitglieder nennt der Nationalfonds-Chef, der in anderen Zusammenhängen über die Vergabe von Forschungsmillionen an seine Kollegen mitentscheidet. Man muss also dem Chef genehm sein, um zum Mandat zu kommen.

Und was muss man sonst noch tun für den Platz auf der öffentlichen Bühne? Der Verwaltung genehm sein. Einen Auftrag von Volk oder Parlament gibt es ja nicht. Der Output besteht also darin, behördenverträglich zu sein. Tatsächlich haben die Wissenschaftler oft den

Kurs des Bundesrats gestützt. Das erklärt auch, weshalb die tatsächliche Qualität der Arbeit der Task-Force gar nicht so stark interessierte.

In eine ähnliche Richtung weist die Tatsache, dass ein anderes, ein gewähltes Gremium, das «im Ereignisfall eine beratende Funktion wahrnehmen» soll, auf Eis gelegt ist: die vierzehnköpfige Eidgenössische Kommission für Pandemievorbereitung und -bewältigung (EKP). Diese beruht nicht auf dem Modell der öffentlichen Bühnenplätze und hat seit Corona-Ausbruch wenig getan. Laut BAG gab es 2020 zwei Sitzungen, Berichte wurden keine erarbeitet. Laut BAG könnte es nächstens erste konkrete Aufträge zur Revision der Pandemievorbereitung geben. Aufträge, nicht Auftritte.

## Facebook gegen Bitcoin

Vor Tagen erreichte die Kryptowährung Bitcoin rekordhohe Bewertungen. Zu reden gab nicht nur die Kursspitze, sondern auch der Vergleich mit anderen heissen Werten: Facebook oder Tesla. Der Marktwert der Bitcoin-Einheiten übertraf zum Beispiel jenen der Facebook-Aktien. Man kann das als Kampf der Digital-Giganten sehen, zumal Facebook mit der Kryptowährung Libra/Diem verbunden ist.

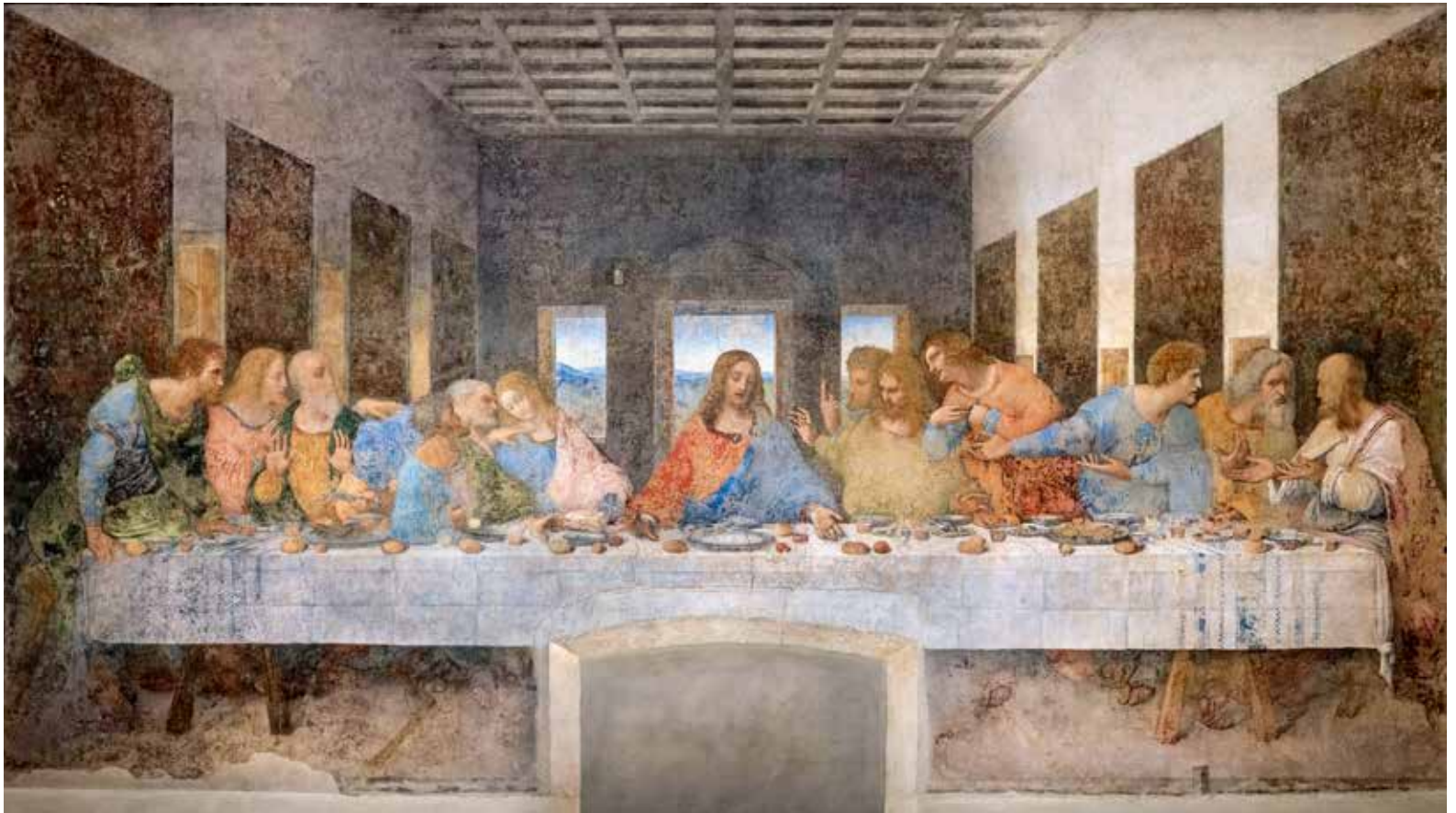
Es gibt aber grosse Unterschiede. Facebook ist ein Unternehmen, als Firma registriert, juristisch greifbar für Behörden und Prozesse. Man kann es quasi am Schopf packen, am Hauptsitz. Bitcoin dagegen baut auf einem Netz von Computern und Benutzern auf, das kein Zentrum hat. Wenn Behörden es auf ihrem Gebiet packen, funktioniert der Rest weiter, mit Millionen von eigenständigen Individualisten.



# LITERATUR UND KUNST

Josephine Baker  
hat ihr Jahrhundert  
herausgefordert.  
*Oliver vom Hove, Seite 52*

Herausgegeben von Daniel Weber



*Ewigkeit des Jüngsten Tages.*

Leonardo da Vinci, das «Letzte Abendmahl», 1494 — Unbestritten, die Welt bräuchte zwar nicht eine weitere Religion, aber doch dringend einen neuen Messias. Einen, der den Menschen den Glaube gäbe, dass die Ewigkeit des Jüngsten Tages nicht angebrochen sei und der Planet noch zu retten wäre. Einer, dessen Predigten wirkten wie eine Gehirnwäsche, weil ohne das finale Durchspülen der gängigen Verhaltensmuster von im Speck der Industrienationen Lebenden wir uns alle von uns selbst verabschieden könnten.

Ein neuer Messias würde wohl in einem Flüchtlingslager geboren, zwischen Plastikkübeln, UNHCR-Reissäcken unter dem Licht einer Taschenlampe. Man würde den Jungen

lange für einen Träumer halten, einen sympathischen Verrückten, einen, der nicht ganz von dieser Welt sei. Nach langen Reisen kehrte er zurück nach Europa, gründete eine Vereinigung, hielt Vorträge, wäre der Gott der Social Media, würde ein Rockstar, bei dessen Auftritten all die Klimajünger und all die zu kurz Gekommenen ein spirituelles Erlebnis erfahren und stumm kreischen würden, und er rettete ein paar aus der Risikogruppe entgegen aller medizinischer Wahrscheinlichkeit vor dem Corona-Tod.

Er selbst würde sagen, es sei bald für alle gesorgt und niemand mehr müsse Angst haben vor dem Elend. Fürchtet euch nicht, rief er, auch nicht vor dem Virus, im menschlichen

Dasein seien solche Irritation einkalkuliert, damit der Mensch zu einem Wesen werde, das dauerhaft mehr schaffe, als es zerstöre.

Der neue Messias hätte Feinde, all die Wirtschaftsverbände, all die Reichen, all die Pharisäer unserer Tage. Sie würden ihn mit Klagen überhäufen, als Volksverhetzer darstellen, willfährige Gerichte würden ihn verurteilen. Mit 33 würde sich der neue Messias entschlossen, dass nur sein Tod seinen Geist ewig weiterleben liesse. Ihm schwant ein letztes Mahl am Abend zusammen mit seinen engsten Jüngern, aber bald merkt er, dass er in Zeiten lebt, in denen sogar ein letztes Abendmahl nicht mehr möglich ist.

*Michael Bahnerth*

# Venus in Schwarz

Josephine Bakers bewegte Karriere als Sex-Star und Widerstandskämpferin.

Oliver vom Hove

**Mona Horncastle:** Josephine Baker – Weltstar, Freiheitskämpferin, Ikone. Molden. 304 S., Fr. 42.90

Sie war die erste schwarze Frau, die Weltkarriere machte. Mitte der 1920er Jahre stieg ihr Ruhm raketengleich zum Himmel der Vergnügungskunst auf. Da war Josephine Baker neunzehn und mit einem Schlag ein Star. Erst war New York dran, dort eroberte sie als lasziv auftretendes, augenrollendes Tanz-Girl die gerade erwachte schwarze Showbusiness-Szene am Broadway. Doch dann kam Paris, und nun gab es kein Halten mehr. In der «Revue nègre» im Théâtre des Champs-Élysées schlug sie das Publikum mit ihren erotischen Choreografien samt Nacktauftritt in ihren Bann. Nur wenig später eroberte sie im Handstreich ganz Europa, nachher auch Südamerika. Und noch immer war Josephine nicht einmal zwanzig.

Der Lockruf ihrer zügellos verführerischen Auftritte verbreitete sich in Windeseile. Damals wurde das Bananenröckchen ihr Markenzeichen. Es war, neben einer langen Perlenkette, das Einzige, was sie am schokoladefarbenen Leib trug. Später hielt sie es exklusiver: Da liess sie sich auf der Bühne von ihrem Leoparden Chiquita begleiten. Der Blickfang für das in Scharen ihre Revue stürmende Publikum blieb indes stets ihre exotische Schönheit, die sie durch allerlei Grimassen, schielende Augen und groteske Körperverrenkungen heftig zu ironisieren wusste.

## Überglücklich in «La créole»

«Ich war nicht wirklich nackt. Ich hatte bloss keine Kleider an», scherzte sie später über ihre Anfänge. So unbekümmert konnte nur sein, wer nichts zu verlieren, sondern alles zu gewinnen hatte. Das musste als Leitsatz gelten für die 1906 im Armenviertel von St. Louis, Missouri, geborene Freda Josephine McDonald, Tochter einer Wäscherin und eines unbekanntes (wohl weissen) Vaters, die mit sechzehn Jahren schon zweimal verheiratet (worden) war und fortan

den Namen des zweiten Ehemanns, des Zugkontrolleurs William Baker, trug.

Tänzerin wurde sie nach eigener Aussage, weil ihr in ihrer Kindheit stets zu kalt war. In Paris, wo sie das Fehlen der Rassentrennung genießt, liegt ihr 1925 mit einem Mal die Welt des Showbusiness zu Füssen. In ihren als spektakulär wahrgenommenen Auftritten verbindet sie Clownerie und Erotik, Sex und Slapstick zu einer mit Verve und Grazie inszenierten Verführungsshow.

Zugute kam ihr für ihre Auftritte ein herausragendes Talent zur exakten Beobachtung und verblüffenden Nachahmung. Sie war offen sichtbar eine begünstigte Tochter des Mimus. Ihre originellen Einfälle bezogen sich gleicher-

*Tänzerin wurde sie, weil ihr in ihrer Kindheit stets zu kalt war.*

massen auf ihre tänzerische, mimische oder singende Darstellung, wobei sie sich verballhornter Spielarten des Vaudeville ebenso bediente wie rasanter Charleston-Einsätze oder gewagter Burlesque-Kapriolen. Als sie später, 1934, mit der Titelrolle in Offenbachs Operette «La créole» besetzt wurde, zeigte sie sich überglücklich über das Angebot, in dem «ich lachen, singen, plappern, grimassieren, tanzen, wie ein

Vogel zwitschern und zu meinem eigenen Vergnügen jaulen kann».

Ihr energiegeladener *élan vital* passte punktgenau in die ausgelassene Aufbruchstimmung der zwanziger Jahre. Mit ihrer kessen Lippe, der Kurzhaarfrisur und der ausgefallenen Kleidung entsprach der Revue-Star prägnant dem emanzipierten Frauentyp der Flapper, wie er damals Mode wurde.

Ihre Trumpfkarte war stets ihre grenzenlose Unbekümmertheit. Ihr nonchalanter Umgang mit ihrem dunklen Körper und möglichen rassistischen Vorurteilen war zu verblüffend freizügig, als dass man sich darüber im liberalen Frankreich mit seiner kolonialen Einwanderung mokierte. Ihrem hingerissenen Publikum schien sie augenzwinkernd zu signalisieren: «Rasse» ist nicht real, ist nur eine Hautfarbe wie jede andere. Sie drehte den in Amerika schmerzlich erlebten Spieß der Diskriminierung einfach um und kehrte ihn gegen eine mit Vorurteilen beladene Gesellschaft: Rassismus ist das, was ihr daraus macht – eine menschenfeindliche, verachtungsvolle Haltung.

Zu Hause, in St. Louis, hatte sie mit elf Jahren eine der schlimmsten Ausschreitungen gegen Schwarze in der US-Geschichte erlebt. Rassentrennung, Ku-Klux-Klan-Terror, fortwährender Sexismus gegenüber Frauen mit dunkler Hautfarbe – das war allgegenwärtig in den USA und ist dort bis heute – die «Black Lives Matter»-Bewegung klagt es an – Alltagschikane. Gegen Rassismus war Josephine Baker indes auch in Europa nicht gefeit. Zwar wurde ihr Gastspiel im Winter 1926 in Berlin zum überragenden Triumph, den sie mit exzentrischen Fahrten im mondänen Straussengespann krönte. Doch die teils mit animalischen Vergleichen gespickten Kommentare in den Gazetten waren voll abwertender Gehässigkeiten. In ihr sei «das Negertum am reinsten», schrieb die *Berliner Börsen-Zeitung*. Andere nannten sie «Halbäffin» und machten sich über ihr «tierisches Grinsen» her.

Im Februar 1928 sollte Josephine im Wiener Theater Ronacher auftreten. Ein Sturm der Entzündung über den «Negerskandal» und die «ob-







*Grenzenlose Unbekümmertheit:* Entertainerin Baker.

szönen Auftritte» führte zunächst zum Verbot ihres Soloauftritts und zu einer aufgewühlten Parlamentsdebatte. Schliesslich wurde als Kompromiss ein sechswöchiges Gastspiel in der Show «Schwarz auf Weiss» vereinbart. In Budapest warfen Gegner Stinkbomben ins Publikum. Mit Knallkörpern störte man in Zagreb die Vorstellung. In München wurde das Baker-Gastspiel 1929 gleich ganz verboten.

### Eisige Ablehnung in den USA

Schlimmer als diese Anfeindungen traf sie die eisige Ablehnung, die sie 1935 bei ihrer Rückkehr in die USA erlebte. Abermals war sie massiven rassistischen Angriffen ausgesetzt. Für ihren Auftritt am Broadway hagelte es böse Kritiken. Ihr am französischen Chanson geschulter Gesangsstil wurde abschätzig

beurteilt. Als zugkräftiger Star wurde ihr eine Konkurrentin vorgezogen. Enttäuscht kehrte Josephine nach Frankreich zurück, ins Land ihrer künstlerischen Triumphe, die sich auch gleich wieder einstellten.

Damals entschliesst sich «La Baker», die französische Staatsangehörigkeit anzunehmen. In ihrem Herzen war sie längst Französin geworden. Ihr Lied «J'ai deux amours» legte davon früh ein vielumjubeltes Zeugnis ab. «Ich habe zwei Lieben», heisst es darin, «Paris und mein Land.» Doch ihr Land erwiderte ihre Zuneigung nicht.

Im Zweiten Weltkrieg beschloss Josephine Baker, ihre neue Heimat nach Kräften zu unterstützen. In ihrer gutrecherchierten, wohlthuend sachlich gehaltenen neuen Baker-Biografie beschreibt die Kulturwissenschaftlerin

Mona Horncastle Josephines Agententätigkeit für den französischen Geheimdienst. Der Revue-Star liess sich als Spionin für Charles de Gaulles Londoner Exilregierung anwerben. Baker nutzte ihre zahlreichen Aufenthalte als Truppenunterhalterin vor allem in Nordafrika, um in Botschaften und auf Partys an Informationen zu gelangen, die sie mit unsichtbarer Tinte auf ihren Notenblättern festhielt.

In ihrem Schloss in der Dordogne versteckte sie Mitglieder der Résistance und verschaffte ihnen neue Papiere. Sie trug die Uniform eines *sous-lieutenant*, machte den Pilotenschein und wurde schliesslich, hochdekoriert, als Mitglied

### *Ihre Freundin Grace Kelly stellte ihr an der Côte d'Azur eine Villa zur Verfügung.*

in die Ehrenlegion aufgenommen. «Ihr mutiger Einsatz und ihre Leistungen stehen der als Kriegsheldin gefeierten Marlene Dietrich in nichts nach», urteilt Horncastle.

Nach dem Krieg begab sich Josephine Baker abermals auf USA-Tournee, doch nun bestand sie darauf, dass auch Schwarze im Publikum zugelassen wurden. Eine Zeitlang setzte sie sich durch. Als ihr indes in Hotels und Restaurants die Bedienung verweigert wird, schliesst sie sich fortan mit viel Energie der Bürgerrechtsbewegung an. 1963 hält sie beim «Marsch auf Washington» an der Seite von Martin Luther King als einzige Frau eine Rede.

### Zwölf Adoptivkinder

In ihrem Schloss in Südfrankreich nimmt sie mit ihrem inzwischen fünften Mann, dem Orchesterleiter Jo Bouillon, nach und nach zwölf Adoptivkinder aus aller Herren Länder auf. Doch ihre finanzielle Karriere war nicht mehr durchweg von Erfolgen gekrönt. Auf die Höhenflüge folgten Wolkenbrüche. Der schlimmste kam zuletzt, als sie Haus und Hof verlor und verarmt auf den Stufen ihres konfiszierten Schlosses sass, ein bedauernswertes Häuflein Elend.

Ihre Freundin Grace Kelly, die Fürstin von Monaco, nahm sie samt ihrer «Regenbogenfamilie» auf und stellte ihr an der Côte d'Azur eine Villa zur Verfügung. Die Fürstin war es auch, die für den im April 1975 verstorbenen Star nach dem offiziellen Staatsbegräbnis der Französischen Republik eine stille Beisetzung im Familienkreis auf dem Friedhof von Monaco arrangierte.

Josephine Baker hat ihr Jahrhundert herausgefordert – und nicht nur musikalisch bewegt. Ihr künstlerisches und emanzipatorisches Vermächtnis haben viele schwarze Sängerinnen, von Nina Simone über Diana Ross, Mary Wilson und Tina Turner bis zu Beyoncé, weitergetragen.



«Konkurrenz der Opfer»: Essayist Bruckner.

## Der Hass auf den Westen ist ein Rassismus

Jürg Altwegg

**Pascal Bruckner:** Der eingebildete Rassismus. Islamophobie und Schuld. Edition Tiamat. 260 S., Fr. 37.90

«Das Schluchzen des weissen Mannes» ist zwar immer lauter geworden, das Buch aber leider vergriffen. In deutscher Übersetzung erschien der prophetische Essay über Europa und die Dritte Welt 1984. Damals gehörte sein Autor Pascal Bruckner, der bei Roland Barthes studiert hatte, zu den jungen «neuen Philosophen» aus Frankreich, die mit dem Marxismus brachen und die Aufarbeitung der verdrängten Vichy-Vergangenheit und seiner faschistischen Ideologie einleiteten.

Seine ersten beiden Werke hatte Bruckner zusammen mit Alain Finkielkraut geschrieben. Ihr Bestseller über «Le nouveau désordre amoureux» («Die neue Liebesunordnung») war ein Kultbuch der 1980er Jahre. Mit ihm begann Bruckners Ideologie- und Totalitarismus-Kritik. Das «schlechte Gewissen des Westens» führte er schon in «Le sanglot de l'homme

blanc» («Das Schluchzen des weissen Mannes») auf den Faschismus und den Kolonialismus zurück: Dafür war der «weisse Mann» zur Busse bereit. Doch in den Jahrzehnten seither ist der – inzwischen alte – weisse Mann zur Inkarnation des Bösen auf dieser Welt schlechthin geworden. Und der Westen zum Feindbild. Er steht für Unterdrückung und Ausbeutung von allem und jedem – von den Frauen über die Schwarzen und alle Minderheiten bis zum Planeten.

### Das Alibi

Grotesk, sagt Pascal Bruckner in «Der eingebildete Rassismus». Seine These, die er in seinem brillanten, gut strukturierten Essay präsentiert: Die «dekolonialen Studien» und Gendertheorien sind zu einer Ideologie geworden. Und der Antirassismus, der den realen Rassismus als Alibi missbraucht, seinerseits zu einem Rassismus – einem Rassismus gegen den Westen und die Weissen. «Der eingebildete Rassismus» ist ein imaginärer in dem Sinne, dass er aus der «Fabrik eines Gesinnungsverbrechens» kommt. Intellektuelle Vorarbeit leistet die Philosophie der Postmoderne, die in Amerika als «French Theory» triumphierte. Sie inspiriert die militanten Aktivisten aller Couleur.

Pascal Bruckner weiss um die Verbrechen, die der Rassismus begangen hat. Es geht ihm keineswegs darum, sie zu verharmlosen. Er stellt aber auch fest, dass der Westen die einzige Zivilisation ist, die sich selbstkritisch mit ihrer Vergangenheit auseinandergesetzt hat, was ihm zur Ehre gereicht. Doch mit der Selbstbeichtigung und dem Büssen müsse es ein Ende haben. Es ist eine der Ursachen für die Krise unserer Gesellschaften. Und zu einer

*Die Einwanderer aus den muslimischen Ländern wurden zum neuen Proletariat hochstilisiert.*

Schwäche geworden, die von den Feinden des Westens ausgeschlachtet wird. Bruckner nennt den Islamismus. Und zeigt, wie die Linke zu seinem Alliierten geworden ist.

Seine Argumentation führt zum «Schluchzen des weissen Mannes» und zur «Ideologie der Dritten Welt» zurück. Sie musste nach dem Zusammenbruch der revolutionären Hoffnungen nach 1968 den Marxismus ersetzen. Ein Jahrzehnt lang waren Mao und seine Kulturrevolution, Fidel Castro und sogar Pol Pot mit seinen Roten Khmer die neuen Hoffnungsträger. Die Einwanderer aus den muslimischen Ländern wurden zum neuen



Proletariat hochstilisiert. Insgeheim sympathisierten viele Linksextremisten in Frankreich mit den Attentätern von 2015 und weigerten sich, «Charlie» zu sein. Im Unterbewusstsein empfanden sie den Terror als eine zeitgenössische Form des antifaschistischen Widerstands.

Vor diesem Hintergrund analysiert Pascal Bruckner den Islamismus als neuen Totalitarismus. Für ihn ist der Dschihadismus kein soziales, sondern ein theologisches Problem. Und die Angst vor einer Invasion des Westens durch den Islam «alles andere als eine Wahnvorstellung». Der Autor berichtet, dass der Begriff der Islamophobie im 19. Jahrhundert in den französischen Kolonien ziemlich geläufig war. Die Muslime galten als verlässliche Verbündete, die man vor jeglicher «Islamophobie» schützen wollte. Dann verschwand er aus dem Vokabular – und tauchte erst im Umfeld der Fatwa gegen den Schriftsteller Salman Rushdie in Großbritannien wieder auf.

Er ist zum Kampfbegriff des Islam und seiner Verbündeten geworden. Er wird als Pendant zum «Antisemitismus» gebraucht. Mit der «Islamophobie» will der Islam jegliche Kritik an seiner Religion durch Nichtgläubige verbieten und gleichzeitig die Reform seiner fundamentalistischen Dogmen durch gemässigte Muslime verhindern.

### Vor Gericht

Auch in der «Konkurrenz der Opfer» wird die Islamophobie eingesetzt: «Die neuen Juden sind wir.» Verbote des Schleiers oder Vorbehalte gegen Halal-Mahlzeiten in den Schulkantinen würden als erste Etappe einer Verfolgung – nach dem insinuierten Vorbild der Schoah – gedeutet. Und wer die Mitverantwortung des Islam für die Attentate diskutieren will, wird zum «islamfeindlichen» Rassist gestempelt.

Bruckner selbst wurde vor ein Gericht gezerrt, als er von «Kollaboration» mit Terroristen sprach: Er warf sie all jenen vor, die nach den Attacken auf Frauen in der Silvesternacht in Köln nicht die Opfer, sondern die Täter verteidigten. Kollaborateure sind für ihn auch jene, die den Schleier als Ausdruck der Emanzipation und Freiheit für die Frauen rechtfertigen.

Für die anhaltende westliche Selbstbezeichnung, ja den Selbsthass hat er Beispiele aus der jüngeren Vergangenheit. Er erwähnt den französischen Heidegger-Experten und Philosophen Jean-Luc Nancy. Dessen Reaktion nach dem Anschlag in Nizza am Nationalfeiertag 2016 fasst Bruckner leicht überspitzt zusammen: Wir sind selber schuld; mit unserem «westlichen Willen zur Macht», unserer «Obsession der Herrschaft» und «merkantilen Fettleibigkeit» hätten wir offensichtlich nichts anderes verdient. Auch mit französischen Intellektuellen und Papst Franziskus rechnet er ab. Das Motiv ist laut Bruckner immer das gleiche: «Die Feinde unserer Gesellschaft sind unsere Freunde. Selbst wenn es sich dabei um Barbaren handelt, man

muss sie unterstützen. Denn das einzige Übel auf der Welt ist der Westen.»

Das Buch ist auf Frankreich konzentriert, aber Bruckner kennt auch die amerikanischen Verhältnisse bestens. Die Entwicklung in beiden Gesellschaften bedroht alle westlichen Demokratien. Auch für Schweizer Leser ist «Der eingebildete Rassismus» politische Pflichtlektüre.

## Lebende Legende *Christian Fassnacht*

Moritz Marthaler: Guillaume Hoarau – Bern im Sturm erobert. LS Creative GmbH. 199 S., Fr. 45.–

Das Buch erzählt die Geschichte eines aussergewöhnlichen Fussballers und faszinierenden Menschen. Für mich ist Guillaume Hoarau darüber hinaus ein enger Freund, ein Begleiter und Weggefährte, mit dem ich mehr als nur Pokale in die Höhe stemmen durfte.

Es ist daher naheliegend, dass mir meine Gotte ausgerechnet dieses Buch zu Weihnachten schenkte. Guillaume ist ein Mensch, der Menschen sofort in seinen Bann zieht. Auch meine Familie lernte ihn kennen. Meine Eltern und Brüder sind hellbegeistert vom 1,92 Meter grossen Mann, der mit seiner einnehmenden Art und Ausstrahlung allen das Gefühl gibt, etwas Besonderes zu sein. Das Buch blickt hinter die Fassade Hoaraus. Wer es liest, findet heraus, was mich und viele andere so an ihm entzückt.

### Weg von La Réunion

Ich kannte die Geschichte von «Gui», wie ich ihn nenne, zuvor nicht im Detail. Und ich war überrascht, wie viele Gemeinsamkeiten wir auf unseren Wegen zum Profifussballer erlebten. Auch ihm wurden etliche Steine in den Weg gelegt; alles, was er erreichte, musste er sich erarbeiten, über Umwege, mit hartem Training.

Wer ihn heute sieht, kann sich dies kaum vorstellen. Er, der Lebemann, der durchs Leben tanzt und singt, wie es ihm gerade passt. Dabei kam sein Erfolg nicht von alleine. Der junge Guillaume musste Zusatztrainings auf und neben dem Platz leisten, um sein grosses Ziel

zu erreichen: Hoarau, 1984 in La Réunion geboren, wollte weg von der kleinen französischen Insel im Indischen Ozean, weit weg, um mit den Besten Fussball zu spielen.

Dieser Traum, den er zielstrebig verfolgte, ist es auch, was mich am meisten beeindruckte. Heute ist der Sion-Stürmer ein Star, einer der ganz Grossen. 2004 verliess er, damals neunzehnjährig, seine Heimat, wo alles ein bisschen einfacher und familiärer gewesen wäre. Fast 9000 Kilometer entfernt, war er in Europa komplett auf sich alleine gestellt. Er riskierte viel, aber er gewann. Wer zum Karriereende, wie Hoarau irgendwann einmal, auf eine Zeit bei Paris Saint-Germain (2008–2013) zurückblicken kann, hat im Leben einiges richtig gemacht.

### Das passte einfach

Das Buch zeigt aber auch Schattenseiten. Und wie nahe eine richtige bei einer falschen Entscheidung liegen kann. Wer bedenkt, was für eine schwierige Zeit Guillaume Hoarau 2013 in China durchmachen musste, um sich anschliessend für die Young Boys zu entscheiden, ohne dass er den Verein oder Bern wirklich kannte, merkt: Der Schuss hätte auch nach hinten losgehen können.

Doch es kam anders: Der Franzose brachte 2014 Meisterhoffnungen nach Bern. Und drei Jahre später war der Titel Tatsache. Bern und Hoarau, das passte einfach. Oder wie er im Buch selber sagt: «Es war, als würde ich nach Hause kommen.»

Für mich ist das Buch mehr als nur eine Biografie. Durch unsere Freundschaft habe ich eine andere Sichtweise, weil ich, als Hoaraus Sturmpartner auf dem Feld, vieles miterlebt habe. Es gibt wenige Bücher, die ich auf die gleiche Weise verschlungen habe. Genauer sind es die Biografien von zwei Personen: Von Roger Federer und von Mesut Özil, dem deutsch-

türkischen Ausnahmefussballer. Nun kommt «Guillaume Hoarau, Bern im Sturm erobert» dazu, die aus meiner Sicht hervorragend geschrieben ist. Eine perfekt umgesetzte Erzählung von einer lebenden Legende im Schweizer Fussball. Merci, Gui.

*Bisous, Fasi.*



«Es war, als würde ich nach Hause kommen»: YB-Star Hoarau.

Christian Fassnacht, 27, ist ein Schweizer Fussballer. Er spielt bei den Berner Young Boys und in der Schweizer Nationalmannschaft.

# Dreissig Jahre Wende – und kein Ende

Bernadette Conrad

**Thomas Oberender:** Empowerment Ost. Wie wir zusammenwachsen. Tropen. 112 S., Fr. 19.90

**Gerhard Wolf:** Herzenssache. Memorial – Unvergessliche Begegnungen. Aufbau. 288 S., Fr. 33.90

**Sabine Michel, Dörte Grimm:** Die anderen Leben. Generationensprache Ost. Bebra. 195 S., Fr. 31.90

«In mancher Hinsicht trennt die Vereinigung uns Deutsche eher, als dass sie uns vereint. Wir haben sie so unterschiedlich erlebt, vor allem die Folgen.» Thomas Oberender aus Jena war 23, als die Mauer fiel. «Ich habe mich 1989 befreit gefühlt, aber durch unser eigenes Handeln. Die Mauer ist nicht gefallen wie ein Blatt im Wind.» Seit 2012 ist Oberender Intendant der Berliner Festspiele – und hat sich zu fragen begonnen, wie es sich für ihn nach fast dreissig Jahren darstellt, das wiedervereinigte Deutschland.

In «Empowerment Ost» erinnert er an den bedeutsamen historischen Moment davor: jene «friedliche Revolution», in der Ostdeutsche ausdrückten, was sie «nicht mehr wollten – dieses Leben in Unwahrheit, eingesperrt sein und ausgespitzt werden im eigenen Land». Es war ein «Moment der Offenheit und Neuverhandlung». Dass es dann aber – anders als in Artikel 146 des Grundgesetzes festgelegt – dennoch nicht zu einer neuen «gesamtdeutschen Verfassung» kam, obwohl ein Entwurf ausgearbeitet und im April 1990 der Volkskammer übergeben wurde; dass damit Dinge komplett unter den Tisch fielen, die ja durchaus an auch positive Errungenschaften der DDR angeknüpft hätten wie das «Grundrecht auf Wohnen und Arbeit», kann laut Oberender als geradezu symbolisch gelesen werden für einen Prozess, der von einseitiger Anpassung geprägt war statt von gemeinsamer Erarbeitung, vom Versuch eben, «den Osten in die westliche Wertegemeinschaft zu integrieren».

Aber – fragt Oberender – stellt heute nicht sehr wohl bezahlbarer Wohnraum ein brennendes Problem dar; wird nicht über Mietendeckel und Grundrente diskutiert? War der Entwurf also vielleicht gar nicht so weltfremd, wie damals ein CDU-Politiker ihn herablassend mit den Worten «Lyrik, Utopie und Prosa» abkanzelte? Und so wie es keinen «Mauerfall» gegeben habe, so sei auch die DDR nicht auf die griffige Formel «Unrechtsstaat» reduzierbar: ein Begriff, der «bei allen, die dort lebten, Scham induziert und ein Gefühl der Illegitimität ihrer damaligen Lebenswirklichkeit». Weder Bildung noch Besitz, weder Immobilien noch Land: «Äusserst wenig von dem, was sich die Menschen im Laufe



Prozess des Zusammenwachsens? Berliner Mauer, kurz nach der Öffnung, am 11. November 1989.

ihres Lebens in der DDR erarbeitet hatten, hatte nach der Wiedervereinigung noch einen Wert.»

## Reiches künstlerisches Leben

Vor den Hintergrund dieser Vergesslichkeit setzt der heute 92-jährige Gerhard Wolf – Autor, Verleger, Kulturförderer der DDR – seinen Band «Herzenssache». Darin würdigt er in 27 Porträts und Reden nicht nur grosse Autorinnen und Autoren der DDR wie Irmtraud Morgner, Brigitte Reimann, Volker Braun, Stephan Hermlin oder Johannes Bobrowski, sondern auch das reiche künstlerische Leben in der DDR selbst. Nicht zu vergessen: eine Diskussionskultur, in der in den künstlerischen Fragen immer Politik mitverhandelt wurde – wofür nicht zuletzt Gerhard Wolf und seine Frau Christa Wolf standen.

Aus einer wiederum ganz anderen Perspektive nähern sich die Filmemacherinnen Sabine Michel und Dörte Grimm dem nicht mehr existierenden Land DDR – und dem, was aus seinen Menschen geworden ist. «Generationensprache Ost» nennen sie ihre zehn Versuche, Eltern und erwachsene Kinder zusammen an einen Tisch zu bringen zu Begegnungen, in denen «sich jede und jeder wiederfinden kann».

In ihren nachdenklichen Reportagen begegnet man einer Elterngeneration, meist geboren in den 1940er oder 1950er Jahren, die in der DDR sozialisiert wurde und damit oft auch in der Begeisterung für den beschworenen Anti-

faschismus und den Aufbau des «Arbeiter- und Bauernstaates». Wie Ingrid, Ende siebzig, die beschreibt: «Das war mein Staat ... Ich wollte etwas bewirken und verändern.»

## Rentner müssen arbeiten

In den offenen Gesprächen zwischen Eltern und Kindern, wird auf eindrückliche Weise deutlich, dass der Riss, der früher durch Deutschland ging, seither keineswegs nur Ost- und Westdeutsche weiter voneinander abrücken lässt, sondern auch die Generationen voneinander trennt. Wer, wie Ingrids Tochter Anja, im Wendejahr 1990 neunzehnjährig ins eigene Leben aufbrach, fragt heute die Eltern kritisch

*«Ich habe mich geographisch keinen Meter wegbewegt. Aber mein Land ist verschwunden.»*

nach der Stasi und kann sich nicht vorstellen, warum die Mutter sie in eine «Wochenkrippe» gab, um bei der Arbeit das Soll erfüllen zu können. «Heute würde das keine Mutter zulassen», sagt Anja zu Ingrid, die damals alleinerziehend war und unter grossem Druck stand.

«Schlimm wurde es erst nach der Wende, und ganz schlimm, seit es den Euro gibt», sagt Annetret. In der DDR Elektromontiererin, kam die heute Mittfünfzigerin beruflich nach der Wende





## Einladung zur Entdeckungsreise

Daniel Weber

Pascal Ihle, Christine Lötscher, Sonja Lüthi, Thomas Ribi, Sandra Valisa: 99 beste Schweizer Bücher. Literarische Coups de Coeur. Nagel & Kimche. 224 S., Fr. 39.90

Gibt es 99 beste Schweizer Bücher? Natürlich nicht, die Zahl ist ebenso willkürlich wie der Superlativ. Aber beides verzeiht man den Herausgebern gern. Wie sie in ihrem Vorwort schreiben, liessen sie sich bei der Auswahl nicht nur von der literarischen Qualität, sondern ebenso von ihrer «Leselust leiten». Ihr Ziel ist nicht eine wohltemperierte Ausgewogenheit. Hier sind leidenschaftliche Büchernarren und -narrinnen am Werk. Was sie vorlegen, ist eine «Liebeserklärung an die Schweizer Literatur».

Wer in «99 beste Schweizer Bücher» blättert, wird mitgenommen auf eine spannende Entdeckungsreise. Es ist das Verdienst der Herausgeber, dass ihre «literarischen Coups de Coeur» immer wieder überraschen. Sei es durch die Wahl eines Autors wie Zep, des Erfinders der hinreissenden Comicfigur Titeuf, sei es durch die Wahl der Werke. Bewusst sind es oft nicht die bekannten Hits, die vorgestellt werden, sondern entlegene Texte, auf die man hier neugierig gemacht wird. Etwa auf die Rittergeschichte «Kurt von Koppigen» von Jeremias Gotthelf, den Novellenzyklus «Sieben Legenden» von Gottfried Keller, die Reportage «Löttschental – Die wilde Würde einer verlorenen Landschaft» von Maurice Chappaz.

Der schön gestaltete, quadratische Band versammelt neben Deutschschweizer Autoren auch solche aus der Westschweiz, dem Tessin und einige, die auf Rätoromanisch schreiben. Die Werke sind chronologisch nach Erscheinungsjahr gegliedert. Jeder Autor wird auf einer Doppelseite präsentiert: Auf der einen Seite steht eine stets subjektive, stets engagierte Kurzbesprechung des Buchs. Die gegenüberliegende Seite ist einem Bild vorbehalten – meist ein Porträt des Autors, immer wieder aber auch fotografische Impressionen, die stimmungsvoll das vorgestellte Buch illustrieren.

Jede Leserin und jeder Leser wird nicht nur Unbekanntes in der Auswahl der Herausgeber entdecken, sondern unvermeidlich auch Lücken, Bücher und Autoren, die fehlen. Wo bleiben zum Beispiel Jean-Luc Benoziglio, Ernst Burren, Eleonore Frey, Matthias Zschokke? Die Hoffnung ist berechtigt, dass der eine oder die andere nachgereicht wird. Denn das Buch soll nur der «Auftakt zu einer literarischen Spurensuche» sein. Unter Bücherstimmen.ch werden auf einer Online-Plattform weitere Bücher vorgestellt; die ersten kann man schon anklicken.

nie mehr richtig auf die Füsse. Sie hält sich mit vielen Putzjobs über Wasser. «Die Leute hier sind so kalt.» Ihre Tochter Sandra, Anfang dreissig, versteht, was sie meint. Wie kann es sein, dass viele Rentner, die sie kennt, noch arbeiten müssen, um ein Auskommen zu haben?

Brigitte, 76, hat ihrer Tochter Katrin, 46, einen guten Widerstandsgeist mitgegeben. So wie sie nicht in die FDJ und später die SED wollte und es trotzdem schaffte, ihr Traumstudium irgendwie zu absolvieren, so weigerte sich auch Katrin später, der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft beizutreten. Als dann noch ihr Vater einen Ausreiseantrag stellte, sollte ihr der Zutritt zur Oberschule verweigert werden. Aber auch sie schaffte es schliesslich. Der kritische Geist ist den beiden erhalten geblieben: In der aktuellen deutschen Gesellschaft finden beide es schwer, die grosse Kluft zwischen Arm und Reich zu akzeptieren.

Was politisch und wirtschaftlich vor dreissig Jahren so schwindelerregend schnell über die deutsch-deutsche Bühne ging: In den Menschen selbst dauert der Prozess des Zusammenwachsens – oder eben auch Nicht-Zusammenwachsens – bis heute an. Denn es ist ja keine kleine, sondern eine in Wahrheit gewaltige Leistung, die von jenen erbracht wird, deren Land aufgelöst wurde. Wie sagt es eine ehemalige DDR-Bürgerin? «Ich habe mich geographisch keinen Meter wegbewegt. Aber mein Land ist verschwunden.»



### Die Bibel

## Zur Freiheit berufen

*Und Gott schuf den Menschen als sein Bild, als Bild Gottes schuf er ihn; als Mann und Frau schuf er sie (Genesis 1, 27).* – Die Demokratie hat sich erst in der Neuzeit durchgesetzt. Aus der Antike kennen wir die demokratische griechische Polis, die allerdings die Sklaven von der Mitbestimmung ausschloss. Weniger bekannt ist der obige Bibelvers als demokratisches Manifest. Er stammt aus dem sechsten vorchristlichen Jahrhundert, als die Juden im Exil in Babylonien weilten. Dort gab es nur ein Ebenbild Gottes: den König. Seine Autorität reichte bis in die Schöpfung zurück. Ebenbild heisst eigentlich «Statue». Königsstatuen waren überall aufgestellt, um die Allmacht des Herrschers zu demonstrieren. Die Israeliten ihrerseits hatten ihr Königtum verloren. Anstelle des Königs galten nun gleichwertig Mann und Frau als Gottes Ebenbild – ein äusserst subversives Konzept. Im Gegensatz zur despotischen Monarchie sind aus biblischer Sicht alle Menschen gleichwertig und zur Machtausübung befähigt.

Weshalb hat denn die Demokratie bloss 0,25 Prozent der Geschichte des Homo sapiens geprägt? Von weitem betrachtet, ist die Erklärung einfach: Ein tyrannischer Trottel, der andere Menschen herabsetzt und umbringen lässt, findet sich immer. Aber weshalb lassen die Menschen das zu? Die Mehrheit neigt offenbar dazu, die Obrigkeit mit Gott zu verwechseln und sich ihr auszuliefern. Demokratien haben deshalb eine kurze Lebenserwartung. Anzeichen für eine kommende Despotie sind die lohnmassige Begünstigung des Staatspersonals, die Übergriffe des Staates gegenüber der Wirtschaft, der herablassende Ton von Regierungsmitgliedern, die Gefälligkeitsberichte der Staatsmedien, die Zuständigkeit des Staates für private Güter wie Gesundheit, die überhöhte Steuerquote. Dann sind biblisch-subversive Vorstösse zugunsten der Menschenwürde und der Freiheit fällig.

Peter Ruch

# Er raunt ihnen die Hits

Der wohl erfolgreichste Songschreiber und Produzent überhaupt fürchtet sich vor Ruhm. Jetzt wird er fünfzig. Wer ist Max Martin?

Benjamin Bögli

**M**ax Martin sei gar kein Mensch, glaubt Simon Cowell. Der Mitgründer und Chef-Juror von «Pop Idol», der Mutter aller Casting-Shows, präzisiert: «Ich denke, Max wurde in Schweden hergestellt, um Hits zu machen. Denn niemand – kein Mensch – kann das vollbringen, was er in den letzten Jahren geschafft hat. Es ist schlicht unglaublich.» Eine Urkunde liegt uns zwar nicht vor, doch ein Eintrag auf Wikipedia, der den Geburtstag von Max Martin benennt (26. Februar 1971 in Stenhamra), deutet darauf hin, dass der Schwede aus Fleisch und Blut ist.

Eigentlich heisst er aber Karl Martin Sandberg. Und es dürfte bloss eine Frage der Zeit sein, bis er den Rekord von Beatles-Produzent George Martin mit dessen 23 US-Nummer-eins-Singles bricht. Max Martin hat bisher 21 – von «... Baby One More Time» (Britney Spears, 1998) bis «Blinding Lights» (The Weeknd, 2020) beeinflusst er die internationalen Hitparaden seit über zwanzig Jahren wie kein anderer. Zumal Martin die Songs alle gleich auch selber geschrieben hat oder zumindest Co-Autor war. Besitzt der Sound-Tüftler mit dem Engelsgesicht tatsächlich überirdische Fähigkeiten? Hat er im stillen Kämmerlein den Hit-Code geknackt?

## Britney Spears erschrak

Gelegenheit, den «Yoda des Pop», wie er auch genannt wird, zu befragen, gibt es nur ganz wenig. Einmal bloss gab er sich ausserhalb Schwedens für ein ausführliches Porträt her: 2001 durfte ihn das *Time Magazine* in Stockholm besuchen. Immerhin stand er 2016 einem einheimischen Musikkritiker öffentlich eine gute Stunde lang Red und Antwort. Anlass war der schwedische Polar Music Prize, den Martin erhielt. Dieser ist so etwas wie der Nobelpreis für Musik, mit dem jährlich ein Pop- und ein klassischer Musiker ausgezeichnet wird. Nur die ganz Grossen bekommen ihn. Paul McCartney, Quincy Jones oder Cecilia Bartoli gehören zu den Empfängern. Ausserdem gelang BBC Radio 2 vor gut einem Jahr, sich mit dem bescheiden wirkenden Pop-Genie zu unterhalten. Allerdings nur



Nach 50 Sekunden der Refrain: Popstarflüsterer Martin.

deshalb, weil der Fragesteller Gary Barlow hiess, ein Musikerfreund aus alten Tagen.

Martin kann seine Öffentlichkeitsscheu und seinen Verzicht auf soziale Medien begründen: «Mein Leben ist dadurch viel einfacher. [...] Wir sind nicht dazu gemacht, dermassen berühmt [wie Britney Spears] zu sein. Das ist nicht normal. Das ist nicht in unserer DNA», sagt er. «Ruhm macht mir Angst.»

Als Britney Spears Max Martin zum ersten Mal sah, erschrak sie. «Ich dachte, er sei von Mötley Crüe oder so», erzählt die damals 16-Jährige. Seine düstere Hardrock-Aufmachung wollte so gar nicht zum federnden Popsong passen, den er geschrieben hatte und den sie singen sollte.

Sie wusste natürlich nicht, dass Kiss-Fan Martin eigentlich Metal-Sänger war.

Als Teenager, der in der Nähe von Stockholm aufwuchs, nahmen ihn die Cheiron Studios mit seiner Heavy-Metal-Band It's Alive unter Vertrag. Produzent Denniz PoP erkannte sein feines Gespür für Melodien und fürs Songschreiben und machte ihn zu seinem Partner. PoP, der 1998 an einem Hirntumor starb, stand als Produzent hinter dem sagenhaften Erfolg von Ace of Base. Zusammen landeten sie in den neunziger Jahren unter anderen mit Robyn, «Do You Know (What It Takes)», 1997, und den Backstreet Boys, für die Martin praktisch alle Stücke schrieb, Hit um Hit.



«... Baby One More Time» war Martins erste Nummer eins in Amerika. Eines Nachts, er war in den Ferien in Florida, sei er mit dieser Melodie im Kopf aufgewacht. «Ich stand auf und sang sie in mein Diktafon. Ich musste aufpassen, dass ich meine Frau nicht aufweckte. Dann legte ich mich wieder hin», erzählt Martin. Britney Spears' Version von «... Baby One More Time», die sie 1998 praktisch über Nacht weltberühmt machte, sei eins zu eins das, was er im Halbschlaf aufgenommen habe.

### Die Mathematik der Melodie

Was war das Besondere an diesem Ohrwurm, ausser dass er von einem talentierten Teenager mit Lolita-Sex-Appeal (Martin: «Britney Spears ist ein Genie») vorgetragen wurde? Martin verschmolz Pop und R'n'B. Heraus kam so etwas wie Abba mit Groove. Und er wandte schon damals eine Technik an, die er «melodic math» nennt. Es geht dabei um eine bestimmte Anzahl von Silben in der Strophe und im Refrain, die in Martins Ohr einen perfekten Klang ergeben müssen. Ob der Text inhaltlich Sinn ergibt oder grammatikalisch korrekt ist, spielt für den Song-Ingenieur eine untergeordnete Rolle. Die Melodie und die richtige Betonung der Silben stehen über allem. Schliesslich soll der Refrain in Martins Liedern spätestens nach fünfzig Sekunden einsetzen. Machen Sie den Test.

«Es ist wie Mathematik, irgendwann stimmt die Summe», erklärt Schulabbrecher Max Martin. Zum richtigen Ergebnis gehört auch das, was er die «Prince-Theorie» nennt: Die Akkorde des Refrains sollen in der Strophe mitschwingen. Wie bei «Purple Rain». Ist «melodic math» also die ultimative Hit-Formel? Martin winkt ab. Hätte er den Code geknackt, entstünden ja nur noch Hits. Er wende diese Tricks bloss an, wenn er nicht weiterkomme.

Die Resultate sind verblüffend. Martin hat weitere Nummer-eins-Singles für folgende Musiker geschrieben: Katy Perry (u. a. «I Kissed a Girl»), NSYNC («It's Gonna Be Me»), Pink (u. a. «So What»), Kelly Clarkson («My Life Would Suck Without you»), Bon Jovi («It's My Life»), Maroon 5 («One More Night»), Taylor Swift (u. a. «We Are Never Ever Getting Back Together») und Justin Timberlake («Can't Stop the Feeling»). Sein jüngster Coup hiess «Blinding Lights» (2020) von The Weeknd – genau in dem Moment, als manch einer vermutete, die Magie des Nordländers sei verpufft.

Die Langlebigkeit seiner Karriere dürfte Martins grösste Leistung sein. Der leidenschaftliche Gamer ist seit 25 Jahren fast nicht zu bremsen. Wieso brennt er nicht aus?

### Pippi Langstrumpf sei Dank

Speziell für einen Mann hinter der Showbühne ist, dass Martin selber ein ziemlich guter Musiker und ein hervorragender Sänger ist. Der

verborgene Schatz, die «fehlenden Originale unseres Musikzeitalters», wie der *New Yorker* 2015 schrieb, sind Max Martins Demo-Tapes. Nur Insider kennen sie. Darauf hat er die Lieder selber eingesungen. Im Prinzip singen Britney Spears, Katy Perry et cetera Covers von Martins Aufnahmen.

Im Studio führe Martin die Stars genau dorthin, wo er sie haben möchte. «Er ist fast wie ein Psychotherapeut», sagt die schwedische Musikerin Sophia Somajo, die mit Martin immer wieder zusammenarbeitete. Mit seiner extremen sozialen Intelligenz finde er zu jedem Menschen den richtigen Zugang und bringe das Wahrhaftige zum Vorschein. Max Martin, der Popstarflüsterer, der den Sängerinnen und Sängern Melodien raunt, die sie weltberühmt machen. Der *New Yorker* nannte ihn den «Cyrano de Bergerac der heutigen Pop-Landschaft».

Polizisten-Sohn Martin ist überzeugt, dass sein Erfolg nur möglich war, weil in seinem Betrieb jeder mitreden könne. Songwriting heisse Zusammenarbeit. Die «Freiheit, schlecht zu

### *Er spielte in der Schulmusik zuerst Horn, «weil es cool ausschaute».*

sein», sei unabdingbar. Das heisst, dass jeder seine vermeintlich miesen Vorschläge einbringen kann. Vielleicht befindet sich ja ein Rohdiamant darunter. In Martins Soundfabrik Maratone, dem Nachfolger von Denniz PoPs Stockholmer Cheiron Studios, gehe es ähnlich zu und her wie in einer Kommune, beschrieb der amerikanische Musikmanager Barry Weiss einmal die Verhältnisse.

Andere, wie der schwedische Musiker E-Type, vergleichen die Arbeitsweise bei Maratone mit jener von Meistermaler Michelangelo. E-Type: «Ein Assistent malt die Hände, einer die Füsse und ein anderer sonst was. Dann betritt Michelangelo das Atelier und sagt: «Das sieht grossartig aus.» Er mache dann kleine Verbesserungsvorschläge und sage: «Jetzt ist es gut, einen goldenen Rahmen darum und weg damit. Das Nächste!»



Das Phänomen des Pop-Wunderlands Schweden, das trotz wenigen Einwohnern immer wieder die internationalen Hitparaden stürmt, wurde schon oft durchleuchtet. Stets wird der positive Effekt des lange Zeit kostenlosen öffentlichen klassischen Musikunterrichts für Kinder erwähnt: In den vierziger Jahren wurde dieser – ironischerweise als Massnahme gegen die Tanzmusik aus den USA – eingeführt. Auch Max Martin betont, dass er ohne dieses Angebot nirgends wäre. Er spielte in der Schulmusik zuerst Horn («weil es cool ausschaute»), dann Schlagzeug und Keyboard.

Er führt aber noch einen neuen Aspekt des schwedischen Erfolgs ins Feld: Pippi Langstrumpf. Bei der Adaption der Astrid-Lindgren-Bücher fürs Fernsehen sei sehr viel Wert auf die Musik gelegt worden, erklärt Martin. «Die Macher nahmen sich die Zeit, supermelodische, schöne, emotionale, echte Songs zu schreiben.» Das habe Generationen von Kindern beeinflusst.

### Martins Klon

Irgendwann geht jeder Trend zu Ende. Der typische Max-Martin-Sound, diese funkige Mischung aus Pop und R'n'B aus den späten neunziger Jahren, wurde nach und nach «von den supercoolen Beats von Pharrell», wie Martin sagt, abgelöst. Pharrell Williams, Max Martins amerikanisches Pendant, steht hinter Welterfolgen wie «Hot in Herre» (2002) oder «Happy» (2013).

Martin geriet in eine Schaffenskrise. Amerika öffnete ihm, der nie aus Schweden wegziehen wollte, eine neue Welt. Heute wohnt er mit seiner Frau und der 19-jährigen Tochter Doris in Los Angeles. In West Hollywood hat er eine Villa gekauft, die einmal Frank Sinatra gehört hatte und wo zur selben Zeit in einem Nebenhaus auch Marilyn Monroe hauste. Die Inspiration für neue Musik fand er allerdings in New York, wo er 2004 zuerst hinzog. Dort tat er sich mit dem Musiker und Songwriter Dr. Luke zusammen. Der Amerikaner und der Schwede verhalfen Katy Perry zum Durchbruch. Mit fünf Nummer-eins-Stücken egalisierte ihr Album «Teenage Dream» 2010 den Rekord von Michael Jacksons «Bad». «Ich liebe Leute, die es schaffen, meine Neugierde anzustacheln. Meine Erfahrung mag ein Puzzle-Teil sein, aber Trends setzen die Jungen, sie geben den Takt an», sagte Martin 2019.

So wie Karl Johan Schuster, genannt Shellback, den Martin kennenlernte, als dieser 16-jährig war. Mit ihm zusammen produziert er seit ein paar Jahren Erfolgsmusik für Pink, Taylor Swift und Ed Sheeran. Shellback, 36, ist gewissermassen ein Klon Max Martins: Er kommt aus Schweden, war Metal-Musiker, hat ein ähnlich unschuldiges Gesicht, die gleichen dunkelbraunen langen Haare und schreibt geniale Songs. Auch ihm werden übermenschliche Qualitäten zugesprochen. Aber auch Shellback ist aus Fleisch und Blut.

## Film

# Kerle und Bälger

Wolfram Knorr

Palmer (USA 2021, Apple TV)

Regie: Fisher Stevens.

Mit Justin Timberlake, Ryder Allen

News of the World (USA 2020, Netflix)

Regie: Paul Greengrass.

Mit Tom Hanks, Helena Zengel

Heimkehr kann zu einer bittersüssen Erfahrung werden. Eddie Palmer (Justin Timberlake) ist nach zwölf Jahren Knast endlich wieder frei. Aber was heisst das schon? Hinter seinem Rücken wird geflüstert. Steht ein Job, den die Bewährungsaufgaben voraussetzen, zur Verfügung, ist er dann doch «besetzt». Selbst die Oma, die in einem Wohnmobil lebt und bei der er unterkommt, bezichtigt ihn, ihr nach einem Einkauf nicht alles Wechselgeld zurückgegeben zu haben.

Heimkehr kann bitter sein, wäre da nicht der siebenjährige Nachbarjunge Sam (Ryder Allen), Spross einer Drogensüchtigen, die meistens sonst wo ist, nur nicht bei ihrem Jungen. Sam, dicklich, dicke Brillengläser, ein armer Wicht, kommt häufig mit Puppen zur Oma, was den Macho Eddie befremdet – doch dann bringt der in der Schule gehänselte Sonderling ein Zauberlicht in Eddies tristes Leben.

### Neuer Optimismus

Jefferson Kyle Kidd (Tom Hanks) hat als Captain vier Jahre im amerikanischen Bürgerkrieg gekämpft, seine Frau während dieser Zeit durch Cholera und eigentlich alle Freude an der Heimkehr verloren. Illusionslos mäandert er als *newsman* von Kaff zu Kaff durch Texas, liest gegen einen kleinen Obolus die neuesten Nachrichten vor und möchte damit die Gemüter der Südstaatler, für die er selbst kämpfte, ein wenig besänftigen. Denn ihre Niederlage wollen sie nicht akzeptieren.

Auf seinen Reisen stolpert Kidd über ein zwölfjähriges blondes Mädchen (Helena Zengel), von den Kiowas grossgezogen und auf deren Flucht ausgesetzt. Kidd will sie, die kein Wort Englisch spricht und sich Johanna nennt, loswerden. Doch keiner nimmt sie ihm ab. Ein Beamter, der sie zu ihren Verwandten hätte bringen sollen, war Afroamerikaner und wurde gelyncht. Also bleibt sie an Kidd «kleben» – und Heimkehr wird durch sie wieder möglich.

«Palmer» von Fisher Stevens («Stand Up Guys») und «News of the World» von Paul Greengrass («Jason Bourne») gehören zu den



*Bittersüsse Erfahrung:* Eddie (Justin Timberlake, l.), Sam (Ryder Allen).



*Aggressives Schweigen:* Jefferson (Tom Hanks), Johanna (Helena Zengel).

*empowerment movies*, in denen die Helden zu neuem Optimismus finden, am besten über Kinder – diese steigern das Emotionale. Das Grundmuster schuf Charlie Chaplin mit seinem Meisterwerk «The Kid» (1921). Was das Kunststück unübertroffen macht, ist die Verknüpfung von Komik und Tragik, die der Beziehung zwischen kindlicher Offenheit und

Ablehnung des Erwachsenen psychologische Tiefe gibt.

Das chaplineske Niveau bleibt bis heute unerreicht. Alle späteren Varianten wurden überzuckert. Mit dem Western «True Grit» (1969) kam durch das radikale Gegensatzpaar John Wayne und Kim Darby – die Göre, die den Mord an ihrem Vater rächen will – eine



rustikale Komikvariante ins Spiel, die Peter Bogdanovich in seiner Gaunerballade «Paper Moon» (1973) mit Ryan und Tatum O'Neal ebenso aufgriff wie John Cassavetes in seiner umwerfenden Mafia-Hatz «Gloria» (1980).

Bei Cassavetes ist der raue Profi, der in Kindern nur Bälger sieht, eine Frau (Gena Rowlands). Das gibt dem Gegensatz einen besonderen Kick. Denn der siebenjährige Rotzbengel Phil (John Adames), um den sich zu kümmern sie genötigt wird, ist ein wahrer Rinnstein-Macho. Dass sie ein Ex-Showgirl und Ex-Gangsterliebchen mit schnörkellosem Verhalten ist, beeindruckt den Dreikäsehoch erst mal nicht.

«Palmer» und «News of the World» fehlt der Humor, dafür balancieren sie gekonnt über alle Untiefen der Sentimentalität. Eddie Palmer, im Knast zum harten Kerl geworden, hält von Sam herzlich wenig; und Jefferson Kyle Kidd aus «News of the World» möchte die blonde Kleine schleunigst abschieben. Palmer hält Distanz

### Das Grundmuster schuf Charlie Chaplin mit seinem Meisterwerk «The Kid» (1921).

zum Buben, der seine Nähe sucht. Johanna, ein Wildfang, immer Kidd belauernd, immer wie auf dem Sprung, wächst durch gefährliche Situationen in eine intensive Vater-Tochter-Bindung hinein.

Palmer putzt als Hausmeistergehilfe die Toiletten der Schule, die Sam besucht, und weil das Gemütsdickerchen gemobbt wird, schrammt Palmer arg die Märtyrerpose à la «Ist es nicht möglich, dass dieser Kelch an mir vorübergehe?». Tut er nicht, macht aber nichts, weil Ryder Allen als Sam, der eine Animationsserie über Feen liebt, in seiner Verkapseltheit eine fesselnde Figur ist. Geschlechteridentität und kulturell geprägte Rollenmuster werden mit ihm beiläufig, «verspielt» thematisiert.

### Wach und schlau

Helena Zengel an Tom Hanks Seite ist die Kehrseite: Sie verkriecht sich nicht in einem Schneckenhaus, sondern schweigt aggressiv, schreit, ohne es zu tun. In «Systemsprenger» (2019), jenem deutschen Film, der sie nach Hollywood brachte, durfte sie schreien, machte als schwer Therapierbare mit Gebrüll Furore. Hier «sprengt» sie ein anderes «System»: das eingerostete Gemüt des Captains.

Wie eine Alice, die in einen Kaninchenbau fiel, in dem alles für sie bisher Normale nicht mehr existiert, verhält sie sich wach und schlau den neuen Lebensumständen gegenüber – und wird Kidd eine Hilfe. Sich neben Tom Hanks, mit dem Image eines jovialen Übervaters, in einer Mischung aus heiliger Johanna und Alice im Wunderland zu behaupten, verdient Respekt.

## Pop Alles easy Anton Beck

Cro: Trip. Urban.

In irgendeinem Paralleluniversum ist es bestimmt – jetzt gerade, in diesem Augenblick – Sommer und 2012. Ich bin sechzehn, ein Schulfreund hat ein paar Klassenkameraden ins Haus seiner Eltern eingeladen. Tiktok und die Klimakrise gibt es noch nicht, dafür aber Wodka Red Bull zum Selbermischen, überspitzte Wer-mit-wem-Gerüchte, an denen weniger als nichts dran ist, und Cros «Easy», das aus jedem iPod strömt. «Sunny, ich weiss schon, du heisst Easy, aber ist mir egal. Ich nenn' dich lieber Sunny. Ab jetzt wird alles easy, denn du bist nicht mehr da», grölen alle mit und meinen die Sätze auch aus tiefstem Herzen. Ein paar Jahre später ist der Stuttgarter Rapper mit der Panda-Maske aus der deutschen Musiklandschaft nicht mehr wegzudenken. Der Hype ist mal gross, mal klein, Cro wird experimenteller, versucht sich in der Film- und Modebranche – und plötzlich ist es 2021, und irgendwie ist gar nichts mehr «easy».

Auch Cro hat sich verändert, die Maske hat mehrere Varianten durchlebt und jüngst einen futuristischen Touch bekommen. In Deutschland ist er auch nicht mehr, die letzten Jahre über schielte er immer stärker in die USA, und nun, da wir alle zu Hause sitzen und den Corona-Winter verfluchen, sitzt Cro auf Bali und stellt Videos davon ins Netz, wie er Leinwände bemalt, im hellblauen Meer schwimmt oder in einer Strandhütte ein paar Beats zusammenmischt. «Trip» heisst das im Ergebnis dann – «Trapped in Paradise». Und so leicht wie der Titel klingt, so leicht klingen auch die paar Songs, die schon veröffentlicht wurden. *Smoothie* Beats, ein paar verlorene Trompetentöne und Gitarrenklänge. Und während die Welt mit Entfremdung, Distanz und Einsamkeit kämpft, singt Carlo Waibel



„Der folgende Film ist so spannend, dass wir uns einfach nicht trauen, ihn anzusagen“...



Songs aus Bali: Musiker Cro.

doch tatsächlich Sätze wie: «Du und ich allein in diesem Raum. Alles hier ist leicht zu überschauen.» Im Video zu «Dich» läuft er an einem Strand entlang, der es in jedem TUI-Katalog problemlos auf Seite eins schaffen würde. Oder er zieht sich wie in «Alles Dope» eine funkeln-de Jacke an, tanzt mit einer genauso in Pailletten gekleideten Unbekannten und schlägt sich mit Problemen rum wie: «Und immer wenn ich ganz allein in meinem Bett lieg', werd' ich hektisch, bis du back bist.»

Wie geht das?, ist die berechtigte Frage. Wie kann jemand das Leben zurzeit so feiern? Und ist «alles easy» vielleicht gar keine Party-einstellung, um über eine verflozene Liebe

### Wie geht das?, ist die berechtigte Frage. Wie kann jemand das Leben zurzeit so feiern?

hinwegzukommen, sondern vielmehr eine Lebenseinstellung, um den Alltag anzupacken? Wahrscheinlich genießt Cro dieses Jahr sogar, denn 2019, als alles noch normal und super war, klang er noch deutlich melancholischer: «Und Leben vergeht wie im Flug, wenn man andauernd so viel zu tun hat. Man schaut sich ständig nur um, links oder rechts, und merkt dabei nicht, dass es eigentlich perfekt ist.»

Zurzeit haben wir alle und auch Cro also etwas weniger zu tun, und das kommt ihm, anders als den meisten, ganz gelegen. Als Fan gönnt man ihm das ja auch, so ist es nicht – aber ist es wirklich angemessen, in dem gefühlt schlimmsten Jahr, das wir kollektiv jemals erlebt haben, sich an den Strand zu setzen und mit der heilen Welt vor Augen rumzutänzeln? Ein schwieriger Balanceakt steht dem Rapper bevor, denn bis «Trip» Ende April erscheint, gilt es noch einige harte Wochen zu überstehen, und für Cro gibt es noch einige Vorab-Singles und Videos zu veröffentlichen. Ironisch, dass ihn, den sonst so apolitischen Rapper, momentan dasselbe Problem heimsucht wie viele Politiker: die Unklarheit, ob die Stimmung in Deutschland nicht kippen könnte.

## Film

# Ein Basler geht aufs Ganze

Thomas Wördehoff

**The Dig** (GB/USA 2021, Netflix)

Regie: Simon Stone.

Mit Ralph Fiennes, Carey Mulligan

**The Daughter** (Australien 2015, DVD)

Regie: Simon Stone. Nach Ibsens

«Die Wildente». Mit Geoffrey Rush, Miranda

Otto, Odessa Young. Arsenal Filmverleih

Die Frage, ob er nicht mal Lust habe, auf der Bühne Shakespeares grosse Rollen zu spielen, brachte Robert De Niro in arge Verlegenheit. In einem Gespräch mit der *Weltwoche* in den frühen 1990er Jahren bekannte die Jahrhundert-Legende, «eigentlich kein Interesse daran» zu haben, und fuhr zerknirscht fort: «Ich weiss, es ist der Traum jedes Schauspielers, es ist grosse Poesie, wunderbar zu lesen ..., ich weiss, es ist toll, was er sagt ..., vielleicht könnte mich eine Adaption, eine moderne Version von Shakespeare, interessieren», und fast schon flehend setzte er leise hinzu: «Ein Film eventuell, der für das Publikum verständlich ist!»

### Krebsärztin als Medea

Fast dreissig Jahre nach De Niros schüchternem Plädoyer für eine Welt ohne jambische Pentameter könnte dem Mann geholfen werden, denn ein gebürtiger Basler reüssiert seit zehn Jahren international mit einer Theaterkunst, die «für das Publikum verständlich» sein soll. Und der 35-jährige Simon Stone begnügt sich nicht mit der Konvention, Stücke ins möglichst trashige Heute zu transferieren. Er geht aufs Ganze.

Während es längst zu den Bühnensitten gehört, im Cut-up-Verfahren die Inkunabeln des dramatischen Tafelsilbers mit Fremdliteratur zu bereichern (seit einiger Zeit sehr beliebt sind Gedankenketzen aus Werken Elfriede Jelineks oder Heiner Müllers), betrachtet Stone das Thema Vermittlung pragmatisch: «Ein Theaterabend ist nur die Grundlage für einen Theaterabend – kein Kunstwerk an und für sich», erklärte er dem britischen *Guardian*.

Um sein Publikum möglichst nahe an den Hitzegrad der Aufführung zu führen, löst Stone die Dichtung mit eigener Hand aus ihrem historischen Kontext, indem er das Heute wörtlich nimmt und neue Texte schreibt, gleichsam nachempfindet. Das Verfahren leuchtet durchaus ein. Der Freiburger Intendant Peter Carp, der ihn bereits 2013 in Oberhausen als Erster im deutschsprachigen Raum produzierte, sieht Simon Stone als «hervorragenden Bühnenautor», dessen Vorgehen durchaus nicht all-



Möglichst nahe am Hitzegrad: Regisseur Stone.

täglich sei: «Er lässt sich durch die Arbeit mit dem Ensemble beflügeln und schreibt parallel zu den Proben. Deshalb lieben ihn die Schauspieler; sie fühlen sich wahrgenommen.»

In Zeiten des Jetset-Theaters ein sehr seltenes Qualitätsmerkmal: Stones Produktionen werden massgeschneidert für die Truppe vor Ort. Seine erfolgreiche Oberhausener «Orestie» etwa spielte in einer Upperclass-Familie und erzählte das Drama in Rückblenden – eine beeindruckende Reise in die Vergangenheit und eine der Obsessionen dieses Regisseurs. Ein Jahr später liess er sich für seine «Medea» mit der Amsterdamer Toneelgroep vom authentischen Fall einer New Yorker Krebsärztin inspirieren, die 1996 ihre beiden Kinder durch Brandstiftung tötete und dann ihren Mann mittels Rizin vergiften wollte. Theaterabende, die schnell in aller Munde waren.

### Halluzinatorisch

Innerhalb von knapp zehn Jahren hat Stone nicht nur in London, Amsterdam, Basel, München, New York, Sydney und bei den Salzburger Festspielen inszeniert – er ist auch ein alter Hase in Sachen Kino: Mit Stars wie Cate Blanchett und Geoffrey Rush hat er sich in der Beletage des Films so effizient eingerichtet, wie es wohl kaum einem

Theaterregisseur vor ihm gelungen ist. Zuletzt verfilmte er – wiederum in Starbesetzung – für Netflix den Roman «The Dig» von John Preston – ähnlichen Ambitionen konnten Hochkaräter wie sein Kollege Luc Bondy («Das weite Land») oder auch Patrice Chéreau («La Reine Margot») nicht mal ansatzweise nachgehen.

«The Dig» ist jedenfalls eine Empfehlung wert, denn Simon Stone zählt auch im Film zu den Hochbegabten. In der wahren Geschichte des Hobbyarchäologen Basil Brown, der im Auftrag einer Landbesitzerin im Vor-

*Stone hat sich in der Beletage des Films so effizient eingerichtet, wie kaum ein Theaterregisseur vor ihm.*

kriegs-England angelsächsische Gräber und Grabbeigaben freilegt, kann man zwei Leidenschaften des Simon Stone hautnah erleben: Offensichtlich gelingt es ihm auch mit der Kamera, eine Geschichte plausibel und vielschichtig zu erzählen, und offensichtlich hängt sein Herz an Schauspielern. Die Verstohlenheit, mit der Carey Mulligan («Suffragette») als Auftraggeberin Edith Pretty ihre Gefühle für den unbeholfen polternden Hobbyarchäologen



Basil Brown (Ralph Fiennes) aufglühen lässt, zeigt, dass Simon Stone die wichtige Kunst des Unterspielens perfekt nutzen kann.

Wie schon bei seinem ersten grösseren Kino-Projekt, «The Daughter» (mit Geoffrey Rush und Sam Neill), für das er Henrik Ibsens Drama «Die Wildente» überschrieb, nutzt er auch bei «The Dig» den Kunstgriff der versetzten Montage: Während ein Dialog längst beendet ist, sieht man als Zuschauer weiterhin die letzte Einstellung der betreffenden Szene – unter dieses Bild schieben sich dann aber bereits die Stimmen des nächsten Schauplatzes. Der Sog dieser sehr verhalten eingesetzten Technik gibt den handelnden Figuren eine beunruhigende halluzinatorische Farbe. Ein Hauch David Lynch.

Noch ein Gedanke: Robert De Niro wäre jetzt im perfekten Alter für den Lear.

## Klassik

# Perlendes Wohlfühl-Flair

Manuel Brug

**Duo Praxedis:** John Thomas. Die Duos für Harfe und Klavier, Vol. 1. Toccata Classics

Man kann diese beiden Schweizer Musikerinnen, Mutter Harfenistin, Tochter Pianistin, ein wenig schräg finden. Das beginnt beim gemeinsamen Vornamen Praxedis, «die Wohltätige», der auf eine römische Jungfrau und Märtyrin zurückgeht, setzt sich über die exzentrisch-bunte Bekleidung fort und betrifft natürlich auch ihre berufliche Existenz als zusammenwohnendes Duo in dieser ausgefallenen Besetzung. Doch so spielen sie sich schon seit über zehn Jahren immer weiter nach vorn – unabhängige, selbstbewusste, eigen-sinnig nonkonformistische Frauen, die ihren individuellen Weg in der Klassik gehen.

Von etwa 1780 bis 1915, mit einem Höhepunkt im 19. Jahrhundert, der Blütezeit der Hausmusik, war die Duo-Besetzung Harfe und Klavier in aristokratischen wie bürgerlichen Salons sehr beliebt. So haben auch die zupfende Praxedis Hug-Rütti und die tastende Praxedis Geneviève Hug in mehr oder weniger staubigen Archiven und Datenbanken nach Originalwerken für Harfe und Klavier gesucht, diese gefunden und eingespielt.

Natürlich wurde damals wie heute vieles, vor allem Populäres, für diese Instrumenten-Combo adaptiert, von Brahms' unverwüsthlichen «Ungarischen Tänzen» über Mozart-Sonaten für ursprünglich zwei Klaviere bis hin zu einer strauss'schen «Fledermaus»-Fantasie oder zu Schuberts «Militärmärschen». Das Praxedis-Repertoire reicht von Bach und Vivaldi bis zu Bernstein und Piazzolla. Während des

Lockdowns haben Mutter und Tochter zudem erstmals Pop-Adaptionen ausprobiert. Das Duo erweitert seinen Werkkatalog ausserdem mit Kompositionsaufträgen an Zeitgenossen wie Olivier Waespi, dessen Doppelkonzert 2014 in der Tonhalle Zürich uraufgeführt wurde.

Zu ihrem zehnjährigen Jubiläum haben die beiden Praxedis das erste Album einer vierteiligen CD-Serie beim britischen Label Toccata veröffentlicht. Die Originalstücke wie auch die Arrangements des Hofkomponisten von Queen Victoria, John Thomas (1826–1913), verströmen ein angenehm perlendes Wohlfühl-Flair aus einer durchaus plüschigen Zeit.

## Ton-Schatztruhe

Sie erzählen auch Geschichten rund um die Harfe, gemahnen an Schlösser im Nebel und royale *tea time*. In dieser Thomas-Auswahl reicht der gefällig plätschernde, angenehm einlullende Klanghorizont vom eigenen «Souvenir du Nord» über walisische Volksliedbearbeitungen, Adaptionen von Bizet, Händel und Gounod bis zum opulent und virtuos gespreizten Grand Duo in es-Moll. Wahrlich eine viktorianische Ton-Schatztruhe. Prinz Charles hat übrigens diese Tradition des Hofharfenisten aus Wales wieder aufleben lassen. Es gibt sie eben noch, die guten Klangdinge.

Und im Übrigen – die beiden Praxedis sind offenbar nie um einen Einfall verlegen – kann man sie gegenwärtig Covid-konform auch für Hauskonzerte buchen. Bis zu drei Zuhörer erlauben die Hygienebestimmungen. Ab 800 Franken ist man dabei, gerne mit Apéro hinterher. Da ist es dann wirklich wie früher im Salon von Queen Viktoria!



## Jazz

# Tanz der alten Hasen

Peter Rüedi

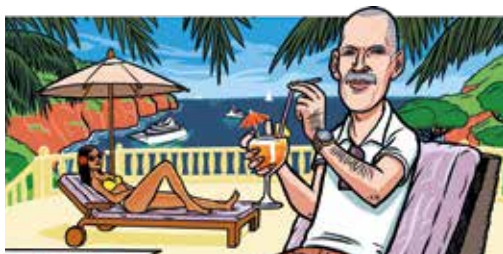
**Quint5t** (David Liebman, Randy Brecker, Ralph Alessi, Marc Copland, Drew Gress, Joey Baron): Quint5t. Inner Voice Jazz IVJ 106

Eine Session wie eine Klassenzusammenkunft, auf den ersten Blick. Allerdings ist das «Quint5t» mit Dave Liebman (74) am Sopran- und Tenorsax, Randy Brecker (75) an der Trompete, Pianist Marc Copland (72) und der «jugendlichen» Rhythmik von Drew Gress (61) am Bass und Drummer Joey Baron (65) – von der Affiche her zweifellos das, was man gemeinhin eine All-Star-Band nennt – keine Veranstaltung, bei der Erinnerungen aufgewärmt und Anekdoten ausgetauscht werden. Es ist nicht einmal eine Session, wenn wir darunter eine jener Jams vergangener Tage verstehen, die mit im Idealfall hohem Lustgewinn, ausgehend vom kleinsten thematisch-kompositorischen Nenner, Solo an Solo reihen, durchaus auch in sportivem Kräfteressen, bei dem es oft nicht nur darauf ankam, wer die besseren Ideen, sondern wer den längeren Atem hatte.

Norman Granz hatte das ab den 1940er Jahren zum Erfolgsrezept seiner «Jazz at the Philharmonic»-Konzerte gemacht. Nicht so in diesem Fall. Die fünf (für zwei Stücke übernimmt Ralph Alessi den Trompetenpart) sind zum einen eine eingespielte Truppe, eine wirkliche Band mit viel Interaktion. Zum andern besteht ihr Repertoire aus durchwegs anspruchsvollen Kompositionen: Duke Ellingtons vergessenem Frühwerk «The Mystery Song» und acht Eigen-erfindungen von allen Beteiligten (ausser dem sich nobel zurückhaltenden Copland, der die CD auf seinem eigenen Label koproduziert hat). Die beziehen sich zwar auf Tradition («Off a Bird» auf Charlie Parker, und, im frei ausufernden Kollektiv von Liebman und Brecker, auch auf Ornette Coleman; das Meisterstück der CD ist die Nummer «There's a Mingus amonk us»). Aber sie geben auch die meist recht komplexe Struktur vor, die für hochenergetisch befeuerte Soli verbindlich bleibt.

So gesehen, ist dies also doch eine Session – was die juvenile Spielfreude der alten Hasen und ihre Lust an Grenzüberschreitungen angeht; aber sie ist auch ein wohlbedachtes, kontrolliertes, gemeinsam entfachtes Feuerwerk. Kein Zufall, dass der Titel der CD schlicht (und etwas zickig) «Quint5t» heisst und keiner sich als Leader outet. Die Etikette für diesen frei fliegenden, geerdeten Jazz muss noch erfunden werden. «Postbop», den die Geschichte der Beteiligten nahelegt, ist das nur bedingt.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Meine Neider

Mark van Huisseling

Vergangene Woche fiel auf, wie neidvoll viele Kollegen sind, wieder mal. Der Hintergrund dieser Erkenntnis war die Milliardeninvestition von Elon Musk in Bitcoin. Sie erinnern sich: Der Unternehmer kaufte für Tesla, den Elektroautohersteller, den er gegründet hatte, von der Kryptowährung im Gegenwert von zirka 1,5 Milliarden Dollar (worauf deren Bewertung weiter stieg).

Möglicherweise erinnern Sie sich auch daran, dass Ihr Kolumnist ebenfalls ein wenig in Krypto investiert ist, er kaufte im vergangenen Mai (und liegt damit zurzeit etwas über 400 Prozent im Plus). Mit anderen Worten: MvH hat Schwein gehabt.

Die meisten Journalisten und andere «Experten» sind nicht in Bitcoin et cetera – es gibt Tausende sogenannter Kryptowährungen – investiert. Viele davon sind in keine Anlagekategorie investiert, abgesehen von dem Teil ihres beruflichen Vorsorgekapitals, den die Pensionskassenmanager in Aktien, Obligationen oder Immobilien investiert haben.

Es tut weh, mitanzusehen zu müssen, wie andere Leute ihr Geld vermehren (besonders, wenn es sich dabei um Leute handelt, die man kennt oder mit denen man sich vergleicht); Elon Musk ist im Augenblick wenigstens der reichste Mann der Welt, ein Superunternehmer wahrscheinlich, Visionär möglicherweise plus Vater des Kinds eines Popstars – somit weit weg. Was ein wenig tröstlich ist (aber nur ein wenig).

Darum urteilen Journalisten – die zur Mehrheit gut ausgebildet sind, grosses Sendungsbewusstsein, auch Ego genannt, haben, aber eher schlecht verdienen, um 110 000 Fran-

ken im Jahr – streng. Im *Tages-Anzeiger* hätte Musk von «den vier Risiken» seines Bitcoin-Deals lesen können. In der *NZZ*, weshalb auch er «aus dem Bitcoin keine solide Währung machen kann». Besonders übellaunig war die *Financial Times*, das oft überraschend linke, Pardon: sozialliberale Wirtschaftsweltmedium sagte voraus, die Bitcoin-Wette werde wenig Nachahmer finden, und ein Professor der Duke University kommentierte in der *FT*, Musks *move* sei «unüblich, riskant und nicht zwingend zielführend»; was ich über Journalisten gesagt habe, gilt für Professoren ebenfalls.

MvH, nebenbei erwähnt, setzt sein Geld zur Hauptsache nicht auf Krypto, schon klar – von «Währung» zu schreiben, ist irreführend, übrigens, Bitcoin und andere Kryptos entsprechen von ihren Merkmalen her eher Rohstoffen respektive Edelmetallen –, sondern steckt es in Unternehmen und Immobilien. Selten vertraut er dagegen Journalisten/Professoren, da diese meist *no skin in the game* haben, nicht selbst investiert sind.

Wohin diese Eunuchen-Ausgangslage führt, ist am klarsten erkennbar, wenn's um die Berichterstattung über Wohneigentum geht. Schätzungsweise dreimal jährlich stösst man in Schweizer Zeitungen auf die Behauptung: «Mieten ist besser als Kaufen» (jüngst im *Tages-Anzeiger*) respektive «Immobilien kaufen ist teurer als mieten» (kürzlich in der *Sonntagszeitung*). Bloss, jeder, der sich in den vergangenen zwanzig Jahren oder so Wohneigentum zulegen konnte, weiss, dass das falsch ist.

*Es tut weh, mitanzusehen zu müssen, wie andere Leute ihr Geld vermehren.*

Interessant ist, wie die Urheber ihre Aussage belegen: indem sie das Eigenkapital, das in eine Liegenschaft investiert werden muss, aussergewöhnlich hoch rentieren lassen. So rechnen die, die sonst Bedenken gegen «riskante» Anlagen in Aktien verbreiten, plötzlich mit einer Jahresperformance um 7 Prozent, die man holen würde – falls man in Firmenanteile investieren würde statt in die selbstbewohnte Wohnung/das eigene Haus.

Nehmen wir an, diese Rechnung würde jederzeit aufgehen. Dann hätten wir immer noch nicht den zu erwartenden Grundstück-

gewinn beim Verkauf der Immobilie berücksichtigt. Einfamilienhäuser- und Stockwerkeigentum-Preise kannten in vielen Gegenden der Schweiz in den vergangenen Jahrzehnten nur eine Entwicklung – nach oben.

Der Grund: Journalisten bekommen oft die erforderlichen 20 Prozent Eigenkapital für eine Immobilie nicht zusammen (beziehungsweise das *play money* für ein Investment in Krypto). Also schreiben sie sich die Welt so zurecht, wie sie ihnen gefällt. Eine Welt, deren Bewohner von Neid getrieben sind, kann aber keine wunderbare sein.



## UNTEN DURCH Heimatliebe

Linus Reichlin

Dies ist eine wahre Geschichte aus meinem Leben. Das vergangene Weihnachtsfest verbrachte ich in Brandenburg, genauer in Ostprignitz, wo ich zurzeit wohne. Es ist eine geografisch wie geistig recht abgelegene Gegend. In manchen hiesigen Dörfern begegnet der Wanderer mit Schweizerkreuzen geschmückten Gedenksteinen oder -tafeln, die an die einstige Besiedelung dieses im 17. Jahrhundert durch Krieg und Seuchen entvölkerten Landes durch Tausende von protestantischen Berner Kolonisten erinnern.

Heutzutage bin ich hier allerdings auf weiter Flur der einzige Schweizer. Und da nun also das Weihnachtsfest nahte, erfasste mich ein grosses Heimweh. Wenn ich das Lichterfest schon fern der Rigi verbringen musste, so wollte ich beim Festmahl wenigstens heimatliche Spezialitäten verzehren. Ich bestellte im Internet bei einer Churwaldner Fleischtrocknerei ein Kilo Bio-Bündnerfleisch und zwanzig Stück Salsiz. Danach sass ich jeden Tag am Fenster und wartete auf den gelben Wagen von Gerhild Schwchow,



die die Ostprignitzer DHL-Aussenstelle leitet. Beim Warten kam mir in den Sinn, dass Bündnerfleisch ja sehr dünn geschnitten werden muss und dass das mit meiner Survival-Machete, mit der ich manchmal Pfade in das Ostprignitzer Naturschutzgebiet schlage, wohl nicht zu bewerkstelligen war. Zum Glück konnte ich kurzfristig im Internet noch eine sogenannte Wurstguillotine bestellen, die wie die meisten Guillotinen in Frankreich in Handarbeit hergestellt worden war.

Endlich, keinen Tag zu früh, am Morgen des 24. Dezember, überbrachte mir Frau Schwowchow das Paket aus der Heimat, für das ich fünfzig Euro Zollgebühren zahlen musste, und die Wurstguillotine. Als ich das Bündnerfleischstück in den Händen hielt, war es, als würde ein Graubündner Männerchor nur für mich «La Montanara» singen, und von fern hörte ich das Bimmeln von Geissenglocken und das Rauschen einer Lawine, die den Bannwald durchschneidet wie eine Wurstguillotine jegliches Fleisch, das sich ihr in den Weg stellt. Es gelang mir immerhin, drei ordentlich dünne Bündnerfleischscheiben abzuschneiden, bevor mein Ringfinger an die Reihe kam. Man kann diesen französischen Guillotinen wahrlich keine Stumpfheit vorwerfen! Während ich am Boden nach dem sauber abgetrennten Nagelbett suchte, begriff ich, weshalb die Französische Revolution ein solcher Erfolg gewesen war. Den Rest des Heiligabends verbrachte ich mit Bluten.

«Und dann?», fragte mein Freund Bruno, als ich es ihm am Telefon erzählte. «Das ist alles», sagte ich, «oder nein, nicht ganz: Ich fand das Nagelbett unter dem Küchentisch. Es sah aus wie eine winzige Schildkröte: oben der Panzer, unten ein bisschen Fleisch.» «Und was hast du damit gemacht?», fragte Bruno. «Ich hab's runtergeschluckt», sagte ich, «zusammen mit einer dicken Scheibe Knoblauchsalsiz.» «Das verstehe ich», sagte Bruno, «so viel von sich selbst kann man nicht einfach wegwerfen.» «Es war zu viel eigenes Fleisch, um es wegzuworfen», sagte ich, «und zu wenig, um es zu begraben. Und schon gar nicht hätte ich es in Ostprignitzer Erde begraben wollen.»

Man kann – dies ist wohl die Lehre aus der ganzen Angelegenheit – in der Fremde leben und durchaus glücklich werden. Aber am Ende des Tages gehört man nicht dorthin, wo man lebt, sondern dorthin, wo man herkommt. Und sobald man sich ein grösseres Körperteil ab-

geschnitten hat, das man, wie etwa einen ganzen Finger, ungern aufessen würde, möchte man es in heimatlicher Erde begraben.

«Meine Tante Silvia», sagte Bruno, «kam von den Malediven zurück, wo sie zwanzig Jahre gelebt hatte, um in Schwamendingen zu sterben, wo sie geboren worden war.» Ich sagte nichts. Ich dachte, dass man es andererseits auch nicht übertreiben sollte mit der Heimatliebe.



## FAST VERLIEBT

### Wie man Schluss macht – mit Freunden

*Claudia Schumacher*

Freundschaften können Liebesbeziehungen ähneln. Das gilt besonders für manche Frauenfreundschaft. Als ich erstmals in der Löffelchenstellung einschliefe, war ich Teenager und mit einer Freundin auf Mallorca. Mit Ende zwanzig flog ich aus einer (bünzligen) WG, weil ich «zu viele Leute» dahatte. Womit nicht nur mein Freund gemeint war, sondern auch Laura, die oft bei mir einschliefe, wenn die Bar zu weit weg war vom eigenen Bett. Als ich mit dem Rucksack und meiner besten Freundin durch Indonesien reiste, war es zauberhaft, aber wir hatten auch Beziehungsstreit. «Warum bist du jetzt wieder zickig?» – «Schrei mich nicht an!» Da verwundert es nicht, dass sich Unsitten aus dem Dating-Bereich in Freundschaften einschleichen.

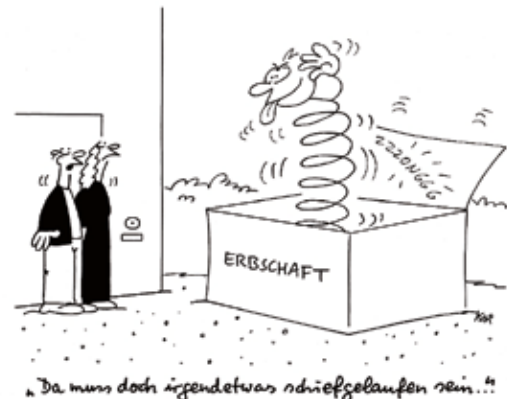
Mit dem Phänomen des «Ghosting» ist das passiert, davon hatten wir es letzte Woche. Wenn eine Freundin plötzlich nicht mehr erreichbar ist und einem klarwird: Mir wurde einseitig die Freundschaft gekündigt. «Ghosting» in Freundschaften ist mies. Gerade hat es eine Freundin von mir erlebt wie ich vor ein paar Jahren. Was einen zu der Frage führt, wie man das eigentlich anstellt, dieses blöde Schlussmachen. In Freundschaften.

Schlussmachen ist immer schwierig. Ich habe mich dabei nicht immer mit Ruhm bekleckert. Einmal liess ich mich von einem neuen Mann in eine neue Beziehung reinziehen und beendete die alte erst, äh, rückwirkend. Eine Mogelmethode, die auch in Freundschaften beliebt ist: Da ist einfach eine neue Person, mit der man jetzt lieber abhängt. Das fühlt sich aber nur für zwei von drei Personen okay an.

Erschwerend kommt hinzu, dass wir Partnern oft zu viel und Freunden zu wenig Bedeutung beimessen. Eine Liebeserklärung an Freunde geht höchstens im Suff. Dabei sind sie es, die einen in den Arm nehmen, wenn die nächste Romanze endet. Trotzdem habe ich am Ende einer Freundschaft auch schon gedacht, dass es übertrieben wäre, das Gespräch zu suchen. Man will die traurige Situation nicht unnötig aufbauschen. So wichtig ist es ja nicht. Dabei ist es genau das: wichtig.

Man sollte meinen, Menschen werden reifer mit zunehmendem Alter, aber: Mein sauberstes Freundschaftsende habe ich zu Schulzeiten erlebt. Als ich leider plötzlich cool wurde und Refrains für lokale Rapper einsang, versuchte ich noch eine Weile, meine bis dahin beste Freundin mitzuschleppen. Die kleine Jenny aber wollte lieber Inline fahren. Also tat sie etwas Mutiges, etwas, das man gerne vermeidet: Sie sprach das Offensichtliche aus. «Du hast jetzt andere Freunde, und ich passe nicht dazu», sagte sie: «Wir sind nicht mehr so eng wie früher.» So einfach – so hilfreich. Denn später musste ich mich nicht fragen, was passiert ist.

Wer jemanden mag, macht sich halt gerne etwas vor. So gesehen, gibt es wohl nur eine Sache, auf die man beim Schlussmachen wirklich achten muss: sich nicht davor zu drücken.



# Die Musik der Welt dieser Tage

Nie war mir Melancholie ein grösseres Glück.



*So klar wie Wasser, so berausend wie Wein.*

**A**lso Fado; dieses portugiesische Chanson, dessen Melodie aus den Schattenseiten des Lebens und der Welt gespeist wird, dieser Vertonung des Weltschmerzes, der Saudade. Obwohl draussen eine azurne Sonne gerade den Schweizer Himmel über seine Verhältnisse strahlen lässt und man den leisen Klang eines noch brüchigen Frühlings zu hören glaubt.

Die Musik der Welt dieser Tage ist Fado. Man hört ihn tagsüber hinter den Masken, man sieht ihn vor jedem geschlossenen Restaurant und jeder verlassenen Bar, und abends und nachts dringt sein Wehklagen aus den Wohnungen der Menschen, die zu luxuriösen Gefängnissen geworden sind. Was uns am Leben hält? All die kurzen Momente, in denen ein Lächeln steckt, und all die grosse Sehnsucht nach Leben, der letzten Bastion gegen die wie lähmende Tumbheit der Zeit.

## Ein ganzes Leben lang

Die Zeiten, so kommt es mir heute vor, waren unvorstellbar fröhlich, als ich den Fado entdeckte. Ich war bei George im Hotel «O Facho» in Caldas da Rainha, und ich ahnte damals bloss, was ich heute weiss: dass die Tage dort in diesem Hotel, einer letzten Insel vor der unermesslichen Weite des Atlantischen Ozeans, ein ganzes Leben lang in mir rauschen werden wie eine unvergessliche Symphonie.

Abends fuhr ich über die Küstenstrasse nach São Martinho do Porto, ass irgendein Kabeljau-

gericht und trank einen Alvarinho, der mein Hirn rauschen liess wie das Meer. Danach lief ich durch das Dörfchen zu dieser Kellerbar, die fast so versteckt lag wie die dunkle Seite des Mondes, setzte mich in diesem Halbdunkel auf einen Barhocker, bestellte Bagaço, portugiesischen Grappa, rauchte, dachte nach über alles und nichts und wartete. Dann kamen sie irgendwann, ein dünner, ausgemergelter Gitarrenspieler in Westernstiefel und die dickste Frau der Welt, ganz in Schwarz gehüllt und voller Perlen um den Hals.

Die Frau hatte die schönste Stimme der Welt, so klar wie Wasser, so berausend wie Wein, so behütend und verletzend wie die Liebe. Es war das Singen einer Seele, und als sie sang, wurde die Kellerbar zum ewigen Mittelpunkt des Universums. Keiner sprach mehr, und keiner hörte etwas anderes als die Musik seiner eigenen Seele und das Tropfen innerer Tränen auf die Erde seines Lebens.

Danach fuhr ich zurück über die Küstenstrasse, so langsam es ging, durch das Rauschen des Ozeans hindurch, durch das Licht des Sternenhimmels, so nah und gleichzeitig so fern von mir, wie es nur irgend möglich war. Nie war mir Melancholie ein grösseres Glück. Danach sass ich bei George an der Bar, ich war der einzige Gast, und wir tranken, ohne betrunken zu werden, die ganze Nacht und versuchten zu ergründen, wie wir wurden, was wir sind, und was wir hätten werden wollen und was wir nie wer-

den würden. Während ich das schreibe, höre ich Ana Moura, den Song «Fado Loucura», höre ihre Stimme, dieses Beben von Leid und Zittern der Hoffnung. Ich weiss, dass die Welt irgendwann wieder einmal den Rhythmus von Salsa haben wird – aber wann? Dass wir tanzen werden, lachen, uns berühren, küssen, penetrieren und anschauen und ganz sehen, dass wir trinken und übertreiben und uns vergnügen für eine ganze halbe Jahreszeit lang mindestens.

## Unser Vertrauen, unser Glauben

Dass wir uns das Leben zurückholen, das wir geopfert haben, all die ausgesetzte Lebenszeit, damit jene, deren Leben schon fast ganz gelebt sind, ihre letzten Tage hinauszögern konnten. Werden lachen darüber, dass wir in Zeiten feststeckten, als 102-Jährige geimpft wurden. Werden vielleicht darüber hinwegkommen, wie armselig unser reiches Land in der Pandemie war. Wie es, ohne mit der Wimper zu zucken, die grossen, es nannte sie die Systemrelevanten, mit Milliarden rettete und all die Kleinen, die Restaurant- und Barbesitzer, mit offenen Augen in ein Massensterben trieb.

Vielleicht kommen wir auch nie darüber hinweg, und unser Land, jene, die seine Geschicke lenken, haben uns verloren, unser Vertrauen, unseren Glauben in unsere Instanzen. Zumindest für mich ist die Schweiz in den letzten Monaten zu einer Welt geworden, die sich immer mehr von meiner entfernt.



# In den Bergen zu Hause

Brigitte Leuthold, 44, ist Skilehrerin.

Manchmal fühlt sie sich aber wie eine Psychologin.

Ich bin täglich auf der Piste. Manchmal schon um 7.45 Uhr mit der ersten Bahn. In St. Moritz holen wir die Gäste im Hotel oder Apartment ab, helfen beim Skimieten und schauen, dass alle ihr Ticket haben. Skilehrer müssen flexibel sein. Ist das Wetter schlecht, gibt es Kunden, die schlitteln, langlaufen oder auf eine Shopping-Tour gehen wollen. Ich bin ein bisschen Mädchen für alles, zum Glück viel draussen, das gefällt mir extrem wie auch der Sport und der Kontakt mit den verschiedenen Privatgästen. Klassen habe ich nur wenige.

Dieser Winter ist speziell. Dass St. Moritz wegen Corona in den Medien war, war sicher nicht förderlich. Wir haben sonst internationale Gäste, von denen viele zurzeit gar nicht einreisen können. Daher betreue ich eher Schweizer. Grundsätzlich unterrichte ich auf Deutsch und Englisch. Französisch ist keine Stärke von mir. Und mein Italienisch reicht, um mich durchzuschlagen. Als es – wie kürzlich – bis zu minus 25 Grad kalt war, fuhr ich mit meinen Schülern durch und ass zu Hause einen späten Zmittag an der Wärme. Die eisigen Temperaturen sind nicht gerade von Vorteil, wenn Restaurants geschlossen sind. Ein Bürojob wäre angenehmer.

## Besser als die Männer

Ich kam vor siebzehn Jahren ins Engadin. Geplant war eine Saison, jetzt ist die Region meine zweite Heimat. Zuvor unterrichtete ich in Hasliberg. Aufgewachsen bin ich auch im Berner Oberland, in Guttannen. Da gab es einen Skilift, an dem ich Skifahren lernte. Später fuhr ich regionale Skirennen. Maria Walliser war mein Vorbild. Meine Eltern führten einen Bauernhof, wo ich viel mithalf, draussen und bei den Milchkühen im Stall. Nach der Schulzeit lernte ich Köchin, anschliessend absolvierte ich die Handelsschule. Für mich war es schon als Kind klar, ich möchte Skilehrerin werden, obwohl ich selber keine einzige Stunde hatte.

Die Ausbildung hätte zwei Jahre gedauert, wäre alles rund gelaufen. Zweimal riss bei mir das Kreuzband, jeweils im gleichen Knie. Ich glaube, das gehört zum Skifahren. Heute hält es nicht schlecht. Mit dem St. Moritzer Damen-Demo-Team gewann ich dreimal die Skilehrer-Schweizer-Meisterschaft im Synchronfahren. Das letzte Mal in Saas-Fee bodigten wir sogar die Männer. Wenn ich auf die Pisten schaue, würde ich sagen, Schweizer fahren ziemlich gut. Man

merkt aber, wer es von Kind auf gelernt hat und wer nicht. Newcomer sind viel *gstabiger* und haben mehr Angst. Meine Schüler sind unterschiedlich: Einige sind super Skifahrer, andere wollen ihre Ferien geniessen, wozu Skifahren halt gehört, vielleicht aber das Talent und die Euphorie fehlen. Wichtig ist mir, dass meine Gäste Spass haben, etwas lernen und am Abend wieder gesund ins Tal kommen.

Wie die Jungs aus Kasachstan, die ich einmal hatte. Auf der Piste wollten sie so viel Schnaps



«Geplant war eine Saison»: Leuthold.

wie möglich trinken. Irgendwann sagte ich: «So, jetzt nehmen wir das *Bähndli*.» Das andere Extrem sind Frauen mit Gucci-Brillen und Pelzjacken. Da denke ich mir schon manchmal: «O mein Gott!» Aber genau das sind meist die spannendsten Begegnungen. Manchmal fühle ich mich denn auch wie eine Psychologin. Nach einer Woche kenne ich Lebensläufe mit Ehekrise und allem, was dazugehört.

Wenn ich nicht unterrichte, gehe ich selber gerne und viel Ski fahren oder langlaufen. Im Frühling mache ich Skitouren. Ab Mai arbeite ich den Sommer über in Innertkirchen. Dort leite ich das Tourismusbüro. Ohne Schnee bike ich oder fahre mit dem Rennvelo über Pässe. In der Natur und in den Bergen fühle ich mich zu Hause.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



## THIEL

### Neue Normalität

Er: Wo sollen wir heute essen gehen, Schatz? Bei Marcel?

Sie: Ist sein Fitnesscenter immer noch geschlossen?

Er: Ja, und er wird auch langsam dick.

Sie: Er kocht ja gut, aber sein fensterloser Keller hat keine Atmosphäre.

Er: Ohne Fenster muss man keine Denunzianten fürchten. Und den Keller hat er mittlerweile richtig schön eingerichtet.

Sie: Da muss doch die Polizei darauf aufmerksam werden, wenn da so viele Autos rumstehen.

Er: Seine Söhne verteilen die Autos im ganzen Quartier und fahren sie wieder vor, sobald man die Rechnung verlangt.

Sie: Marcel ist leider sehr bekannt für seine Kochkünste. Früher oder später wird es zu einer Razzia kommen. Warum gehen wir nicht zu Daniela? Die hat in ihrem Fotostudio neben der Druckerei Kellerhals ein gutverstecktes Bistro eingerichtet.

Er: Und der Kellerhals veranstaltet am Wochenende neuerdings heimlich Konzerte in seiner Druckerei. Die Fabrikationshalle ist schallgeschützt. Dort könnten wir nach dem Essen noch hingehen.

Sie: Oder wir gehen zu Kurt, dem Bademeister. Der hat eine sehr hübsche Bar in seiner Garage eingerichtet. Er sagt, die laufe so gut, dass er noch reich werde, wenn der Lockdown genügend lange andauere.

Er: Was er mit der Bar einnimmt, ist ja auch steuerfrei. Diejenigen, die versuchen, sich legal über Wasser zu halten, werden vom Staat in den Konkurs getrieben. Es überlebt nur, wer untertaucht und in der Illegalität ganz normal weiterlebt.

Sie: Man kommt sich aber vor wie in einer Geheimloge. Ist das die neue Normalität, dass man das ganz normale Leben vor dem Staat verheimlichen muss?

Er: Was soll man sonst tun, wenn der Staat das ganz normale Leben verbietet?

Andreas Thiel

## Lob der Halbpension

Hotel Stumps Alpenrose,  
Vordere Schwendistrasse 62, 9658 Wildhaus.  
Tel. 071 998 52 52. [www.stumps-alpenrose.ch](http://www.stumps-alpenrose.ch)

Seit ich denken kann und noch etwas länger, verbringe ich jedes Jahr eine Woche Ski- oder Winterferien in der Schweiz. Dass dies auch unter dem Einfluss des herrschenden Katastrophenregimes möglich war, sehe ich deshalb als ein grosses Glück. Frische Luft, Sonne, Bewegung und ausgewogene Ernährung sind ja zwar kein neues, aber, soweit ich weiss, immer noch ein erfolgreiches Konzept zur Gesundheitsförderung.

Zum ersten Mal überhaupt fuhren wir aber ins Toggenburg, und das Angebot im freundlich-familiär geführten Hotel «Stumps Alpenrose» in Wildhaus sah entgegen meinen sonstigen Gewohnheiten Halbpension vor. Das schien mir zur Abwechslung eine gute Idee zu sein, auch wenn



Halbpension für Geniesser eher eine Drohung als ein Versprechen ist, weil man in vielen Hotels den Zwang zur Kostenreduktion bei jedem Gang zu spüren bekommt.

Stefan Radzweit, der Küchenchef im «Stumps Alpenrose», hat einen guten Weg gefunden, jeden Abend marktfrische Küche ohne Firlefanz anzubieten, die auf klassische Tugenden setzt und einen doch nie langweilt. Etwa mit einer ausgezeichneten Rehterrine mit cremigem Waldorf-Salat – und überhaupt

mit einer ganzen Reihe von sehr guten Wildgerichten wie dem Rehsauerbraten von Tag eins oder dem Gampspfeffer von Tag drei.

Dieses traditionelle Schmorgericht präsentierte sich, perfekt gebeizt, an einer schokoladenbraunen cremigen Sauce mit feiner Säure, das Rotkraut dazu war natürlich auch hausgemacht, bloss die Spätzli hätten noch etwas mehr Aufmerksamkeit verdient. Sie waren sehr unterschiedlich gross, mal teigig, mal leicht knusprig, und gaben so ein etwas uneinheitliches Bild ab. Am Tag vier blieb ich nach den ermutigenden Erfahrungen bei der Wildküche mit dem Gütesiegel «Culinarium», das für regionale Produkte im Einklang mit den Jahreszeiten steht. Auch der Hirschschulterbraten an einem fruchtig-säuerlichen Wild-Preiselbeer-Jus war gute Werbung für das Prinzip Halbpension.

David Schnapp ist Autor beim «GaultMillau-Channel».

## WEIN/PETER RÜEDI

### Das reine Vergnügen

Guy Breton P'tit Max Morgon 2018,  
Beaujolais. 14%. Fr. 36.–.  
Real Wines, Stallikon. [www.realwines.ch](http://www.realwines.ch)

Das Dilemma des Weinkolumnisten ist – gewissermassen unter verschärften Bedingungen – das jedes Journalisten: Richtet er sich an die echten oder auch nur vermeintlichen «Kenner», handelt er sich beim im besten Sinn normalen Leser leicht den Vorwurf ein, mit der Rabulistik, die als Risiko mehr oder weniger jeder Fachsprache eignet, also auch dem *wine-speak*, über die Kehlen und Nasen derer hinweg zu schwadronieren, die noch ein unverstelltes, natürliches Verhältnis zur natürlichen Materie Wein haben. Andererseits: Anvisiert der Weinschreiber, dies bedenkend, ein Publikum von unverbildeten, möglicherweise erst zukünftigen Weinliebhabern, monieren jene Banalität, die sich in der umfangreichen Fachliteratur alles schon angelesen und in exklusiven Degustationsrunden alles schon abgeschmeckt haben. Von beiden Risiken gehe ich zugegeben das letztere lieber ein.



Erlaube mir also abermals ein Plädoyer für den in den letzten Jahrzehnten in Verruf geratenen Beaujolais, der einst in der Schweiz (zudem in den Beizen des Kantons Bern) im Offenausschank der *courant normal* war, sozusagen Kommissär Studers täglicher Schoppen. Dem konnte die vor einem knappen Jahrhundert ausbrechende Mode des Beaujolais nouveau zwar nichts anhaben, wohl aber den Weinen der ernsthaft um grosse Gamays bemühten Produzenten in den zehn Crus des Beaujolais: Saint-Amour, Juliéna, Chénas, Moulin à Vent, Chiroubles, Fleurie, Brouilly et cetera. Von Letzterem abgesehen, ist Morgon mit über tausend Hektaren die grösste Appellation, und hier initiierten in den frühen Achtzigern vier «junge Wilde» den Widerstand gegen auf

die Schnelle und quasi industriell mit Zuchthefen und Maischeerhitzung gefertigten modischen Schütt-Beaujolais. Sie propagierten den *vin naturel*, den neuen Beaujolais gegen den Beaujolais nouveau. Die «Gang of Four» (so wurden sie bald genannt) waren Jean Foillard, Jean-Paul Thévenet, Marcel Lapierre. Und Guy Breton. Ihm verdanken wir diesen Morgon der Spitzenklasse. Er verschlägt allen die Sprache, die – der jahrhundertelangen süffisanten Verachtung der burgundischen Anhänger des Pinot noir folgend – den Spruch «jamais Gamay» im Mund führten.

Aus sehr alten Trauben (einem 1888 angelegten Weinberg) gewonnen und dementsprechend spannungsvoll, dicht, aber wunderbar beschwingt, geradezu tänzerisch, ist dieser «natürliche» Morgon (keine Chemie in Weinberg und Keller, sogar der Schwefel auf ein Minimum beschränkt) ein reines Vergnügen (im Doppelsinn): blaufruchtig, mit blühendem Bouquet, mineralischem Rückgrat, feinen Tanninen und toller Säure. Ein strahlender Beaujolais. Dass er in gebrauchten Fässern von Romanée-Conti reifte, ist sozusagen eine kulturhistorisch-ironische Pointe.



# Anspruch und Wirklichkeit

Seit mehr als einem halben Jahrhundert verspricht BMW «Freude am Fahren». Der M440i xDrive löst das zuverlässig ein.



In der Werbung können Anspruch und Wirklichkeit ja durchaus zum Problem werden, wenn ein Produkt nicht ganz zu halten vermag, was versprochen wurde. Gerade im Automobilssektor gibt es aber andererseits viele Beispiele, wo das gut zusammenpasst. Der Slogan «Always a better way» von Toyota etwa ist angesichts der Pionierrolle des Herstellers beim Hybrid-Antrieb ganz passend.

Auch die Behauptung «Soul, electrified», die Porsche für seine Elektro-Sportlimousine Taycan aufgestellt hat, oder der Mercedes-Claim «Das Beste oder nichts» drücken das Selbstverständnis dieser Marken gut aus, und als Fahrer der jeweiligen Modelle versteht man schnell, was gemeint ist.

Eine der besten Werbeansagen überhaupt bleibt für meine Begriffe aber «Freude am Fahren», welche seit mehr als einem halben Jahrhundert den Anspruch von BMW definiert und gleichzeitig als grosses Versprechen gegenüber den Kunden im Raum steht. Daran musste ich jedenfalls immer wieder denken, als ich kürzlich mit dem neuen Coupé M440i xDrive unterwegs in die Berge war.

Bevor es auf den Markt kam, sorgte das neue Modell vor allem durch die gewagte Neuinterpretation der legendären BMW-Niere an der Front für hitzige Diskussionen in Fan-Foren und unter Autofreunden. In der Realität wirkt die Neugestaltung durchaus überzeugend und verleiht dem sportlichen Wagen einen unverkennbaren Charakter. Wenig diskutiert wurde hingegen über das Heck. Ich finde ja, dort

hat die Designer etwas der Mut zum eigenständigen Auftritt verlassen.

Einmal in Bewegung aber, liess ich mich gerne (und schnell) von der Begeisterung über die Möglichkeiten dieses sportlichen Reisefahrzeugs buchstäblich davontragen. Mit dem Reihensechszylinder-Turbomotor steht in diesem «Vierer» eine der feinsten Antriebsvarianten überhaupt zur Verfügung: nicht so mächtig und schwer wie ein V8, aber dafür wahlweise äusserst laufig oder erstaunlich dynamisch – je nachdem, wofür der Motor gerade gebraucht wird.

Auf der Autobahn legt der M440i Kilometer um Kilometer mit souveräner Gelassenheit zurück, in Verbindung mit einer Acht-Stufen-Automatik ist das Coupé ein solider Wert auf Langstrecken. Später fuhr ich durch die Surselva und schliesslich hinauf nach Vals, durch weite und immer enger werdende Kurven und Serpentin. Bloss in ganz engen Kehren machen sich die relative Grösse und das Gewicht von rund 1800 Kilogramm bemerkbar. Sonst aber gestaltet der BMW komfortable oder lebhaftige Momente gleichermaßen ereignisreich und löst das Werbeversprechen von der Freude am Fahren laufend ein.

#### BMW M440i xDrive

Motor/Antrieb: Reihen-6-Zylinder-Biturbo, 48-V-Mildhybrid, Allradantrieb, 8-Gang-Automatikgetriebe; Hubraum: 2998 ccm; Leistung: 374 PS (275 kW); max. Drehmoment: 500 Nm bei 1900–5000 U/min; Verbrauch (NEFZ): 10,0 l / 100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,5 sec; Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h; Preis: Fr. 79 600.–, Testauto: Fr. 102 410.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Zur Entspannung der Situation

Cleankeeps, Kontaktlos-Türöffner  
Für Fr. 14.90 bei [manufactum.ch](http://manufactum.ch) erhältlich

Für Reinheitsfanatiker war die Türklinke schon immer ein Graus. Seit der Coronapandemie hat dieses unheimlich praktische Ding, das Menschen und Welten beinahe magisch verbindet und trennt, auch im Mainstream seine Unschuld verloren. Unsere nackten Finger meiden es wie heisse Herdplatten.

Das Überwinden einer Tür, diese eigentlich lächerlich einfache Aufgabe, ist zu einer unerwartet schwierigen Herausforderung geworden: Verwendet man beim Griff zur Türfalle ein schützendes Taschentuch, weiss man danach nicht, wohin damit. Und mit einem gebrauchten weissen Papiertüchlein in der Hand macht man sich derzeit keine Freunde. Alternativ bietet sich der Ellbogen zur Betätigung der Klinke an, um die Türe dann, je nach Körpergrösse etwas umständlich, mit dem Schulterblatt aufzuwuchten. Das kann zu peinlichen Situationen führen, weil die Gewichtsverhältnisse zwischen Mensch und Tür nicht immer harmonieren und man leicht die Balance verliert.

Zur Entspannung der Situation gibt es nun den eleganten «Cleankeeps». Die 9 Zentimeter lange, 3,8 Zentimeter breite und 13 Gramm leichte Türöffnungshilfe passt sogar an den Schlüsselanhänger. Sie verspricht nicht nur ein raumöffnend hygienisches Erlebnis, sondern lässt sich zum Beispiel auch als Heber für Briefkastenklappen einsetzen.

*Benjamin Bögli*

# Eine Serie wie ein Traum

Der Traum von Martin Luther King schuf die Prämisse für den Kampf gegen Rassismus der letzten Jahrzehnte. Der Traum, dass sich in der Gesellschaft Farbenblindheit durchsetzen, dass die Hautfarbe einst keine Rolle mehr spielen würde. Die Netflix-Serie «Bridgerton» spielt im England der Regency, einer kurzen Ära des Eklektizismus, die das ästhetische Empfinden fortan veränderte. Die Kostüme der Serie sind atemberaubend, die Ausstattung ist hinreissend, die Figuren sind mit *people of colour* in tragenden Rollen als Adlige besetzt. Das Meisterhafte der Serie liegt in ihrer leichten Konsumierbarkeit ohne Betroffenheitspathos. Das unpolitische Skript wird eben genau deshalb politisch, weil es durch seine fiktive Realität eine neue Wirklichkeit schafft. Die selbstverständliche *diversity* der Protagonisten springt ins Auge. Das sagt zwar aus, dass Martin Luther Kings Traum noch nicht verwirklicht ist. Dass ein gesellschaftliches Faktum nun sein mediales Abbild findet, bedeutet hingegen, dass wir auf dem Weg dazu sind.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



«Bridgerton» foudriert sich um Tatsachen und schafft damit eine neue Realität.

## FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

*Ich möchte möglichst unabhängig leben und spare für meine Freiheit. Wie viel Geld muss ich mir erarbeiten und anhäufen, um ohne Anstellung oder sonstige Verpflichtung leben zu können? Meine Lebenskosten halte ich tief, ich lebe bescheiden.*  
S.F., St. Moritz

Sie scheinen den utopischen Wunsch vieler Menschen zu haben: unabhängig zu sein – ohne zu arbeiten, ohne Anstellung, ohne Verpflichtung –, um ein Leben in völliger Freiheit zu geniessen. Sie merken, dass dies ganz ohne Geld nicht möglich ist. Darum halten Sie jetzt Ihre Lebenskosten tief und legen das Geld für Ihre Freiheit auf die Seite. Sie wollen wissen, wie viel Geld es braucht, um ohne Anstellung oder sonstige Verpflichtung leben zu können. Diese Frage ist nicht allgemein beantwortbar. Lebt einer wie ein Bettler auf der Strasse



und praktisch nur von Wasser und Brot, muss er weniger Geld auf die Seite legen. Will er aber wie ein Krösus leben, in einer luxuriösen Villa, mit einer grossen Jacht auf dem Meer, vielleicht noch mit Privatflugzeugen und vielem mehr, dann muss er entweder sehr reich geboren sein oder für seine Anstellung ein ungeheures Salär beziehen, damit er das finanzieren kann. Also rechnen Sie. Ich meinerseits würde Ihnen den Rat geben, sich vom Lebensziel des Dolce Vita zu lösen. Es

entspannt, wenn man akzeptiert, dass es völlig ohne Abhängigkeiten und ohne eine tägliche Arbeit und ohne Anstellung und ohne Verpflichtungen nicht geht. Die Erfahrung zeigt: Wer sich damit abfindet, merkt, dass das Leben auch lebenswert ist, wenn man sich diesen Traum nicht erfüllen kann. Wie heisst es so schön bei der Vertreibung aus dem Paradies: Du wirst dein Brot essen, wenn auch im Schweisse deines Angesichts.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch).

Oder schreiben Sie an  
Redaktion Weltwoche,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert.  
Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



# David Wertheimer

Der Chanel-Erbe will zusammen mit Mirabaud, der Genfer Privatbank, Europas Jungunternehmer erfolgreich machen. Was heisst das für seine Rolle in der Familienfirma?

Sinnemäss schrieb Jean-Paul Sartre: «Du bist verdammt, frei zu sein.» Diese Erkenntnis trifft auf wenige derart zu wie auf David Wertheimer, 34, Vertreter der fünften Generation jener Familie, der Chanel gehört. Seine Freiheiten sind einerseits fast grenzenlos; der Wert der Luxusmarke beziehungsweise das Vermögen seines Vaters Gérard und seines in New York lebenden Onkels Alain – die beiden Franzosen sind alleinige Besitzer des Unternehmens – wird auf 110 Milliarden Franken geschätzt. Andererseits dürfte für den jungen Wertheimer ein Leben ausserhalb Chancels keine leicht ergreifbare Wahl darstellen.

Ziel sei gewesen, sagt David Wertheimer während eines Videoanrufs, 50 Millionen Euro von Investoren zu sammeln. «Dieses Ziel haben wir übertroffen – es sind 56 Millionen zusammengekommen.» Bereits sei er zwei Beteiligungen eingegangen, in ein französisches Unternehmen, das *lab-grown* Diamanten herstellt, künstlich erzeugte Edelsteine und, und in eine deutsche Medien- und E-Commerce-Plattform zur Erstellung digitaler Inhalte; vier bis fünf weitere Anteilskäufe sollen in den kommenden Monaten abgeschlossen werden.

## «Sehr innovativen Firmen»

Der «Mirabaud Lifestyle Impact & Innovation»-Fonds (so der offizielle Name der Beteiligungsgesellschaft) zielt auf Unternehmen, die die gegenwärtige Konsumgewohnheiten-Revolution, getrieben durch Generation-Y-Kunden (um die Jahrtausendwende Geborene, *millennials*), bedienen und zum Geldverdienen nutzen. Die nächsten Unternehmer in der Art von Steve Jobs, Jeff Bezos oder Elon Musk also, bevorzugt aus Europa aber. Zirka 75 Prozent der Mittel sollen an Unternehmen gehen, die bereits Umsätze und, idealerweise, Gewinne erzielen, die restlichen 25 Prozent sind als Wagniskapital für Start-ups gedacht; im laufenden Jahr soll ausserdem weiteres Anlagekapital gefunden werden.

Die Darstellung, er habe sich für eine eher uninnovative Betätigung innerhalb der Finanzbranche entschieden, trotz aller ihm offenstehenden Möglichkeiten, für das Betreiben einer Private-Equity-Firma nämlich, lässt er nicht stehen: «Mag sein, dass Private Equity unter gewissen Umständen kein besonders innovatives Vehikel ist, doch die die Firmen, in



Es muss nicht immer Luxus sein: Investor Wertheimer.

die wir investieren, sind in nichttraditionellen Bereichen tätig und haben zukunftsfähige Geschäftsmodelle.» So interessiere ihn sowohl als Investor als auch Endkunden etwa die Entwicklung von Modeunternehmen ausserhalb des Luxusbereichs, die nicht sogenannte *fast fashion* – preiswerte, nicht nachhaltig hergestellte Mode – anbieten, sondern solche, die respektvoll mit Ressourcen und Mitarbeitern umgehen.

Er hat die Begriffe «Modeunternehmen» und «Luxusbereich» verwendet. Doch weiter lässt er sich nicht auf die Äste hinaus – beziehungsweise näher auf Chanel einzugehen, ist er nicht bereit. Das Unternehmen, an dem ihm vermutlich einmal ein erheblicher Anteil gehören wird, ist sozusagen der Elefant im Raum, dessen Anwesenheit nicht zugegeben wird. Zu sagen, er sei professionell und mache keine Werbung fürs Familienunternehmen, stattdessen für seine Beteiligungsfirma und die Kooperation mit der Genfer Privatbank, wäre eine Untertreibung – er nennt das Kind nichtmal beim Namen, sagt nie «Chanel», sondern bloss *«the family company»*, wenn er das Familiensilber, Verzierung: Familienplatin, meint (seine Muttersprache ist Französisch, wir sprachen Englisch). Er ist seit fünf Jahren verheiratet mit Togzhan Isbazarova, einer «ungefähr 1995 geborenen» Kasachin – Quelle: geneanet.org, betreffend sein Privatleben ist er ähnlich zurückhaltend wie betreffend die Familienfirma –, das Paar hat eine vierjährige Tochter.

Frage: «Was finden Sie interessanter: die Finanz- oder die Luxusgüterindustrie?» Antwort: «Nun, die Luxusgüterindustrie braucht die Finanzbranche.» Mit anderen Worten, mittels eines Jobs, wie er ihn zurzeit in Partnerschaft mit Mirabaud Asset Management ausübe, könne er seine beiden Leidenschaften kombinieren. Letzter Versuch: «Gibt es für Sie, längerfristig gesehen, eine andere Möglichkeit, als mit hundert Prozent Ihrer Zeit und Leistung für Chanel zur Verfügung zu stehen?» Die Familienfirma werde nie eine Nebenrolle in seinem Leben spielen, sagt er. «Doch ich bin dran, meinen eigenen unternehmerischen Beitrag zu leisten. Fussend, natürlich, auf dem fantastischen unternehmerischen Erbe, das ich antreten darf.» Der Fonds, den er gegründet hat, sei sein Projekt. Was aber genau in Zukunft seine Aufgabe in der *«family company»*, Chanel, sein werde, wisse zurzeit niemand mit Sicherheit.

Mark van Huisseling

# Fressen, schlafen, spielen

Hunde kennen uns besser, als uns lieb ist. Aber sie verstehen und vergeben uns auch. Wenn sie alt sind, lehren sie uns den Sinn des Lebens.

Wolfgang Koydl

**A**ls unser Hund Chico in die Jahre kam, veränderte sich sein Verhalten. Drängte er früher bei jeder Gelegenheit nach draussen, verkniff er sich jetzt sogar dringende Geschäfte, wenn ihm das Wetter nicht behagte. Im Alter muss man Prioritäten setzen.

Rollte man ihm einen Ball zu, hob er kurz den Kopf und setzte einen Blick auf, in dem der überraschte Zweifel am Verstand des Menschen stand. Im Alter muss man mit den Kräften haushalten.

Manchmal sass er nur da und starrte mit offenen Augen vor sich hin. Sehschwierigkeiten? Ein Zeichen von Demenz? Nein, er schien vielmehr zu meditieren. Im Alter muss man loslassen können und sich auf das Wesentliche konzentrieren.

Chico war eine Mischung aus Border Collie und Australischem Schäferhund, und er wurde vierzehn Jahre alt. Für ihn galt, was für alle Hunde gilt: Ihr einziger Fehler ist, dass sie nicht lange genug leben. Vom ersten Augenblick an wissen wir, dass sie mit grosser Wahrscheinlichkeit vor uns gehen werden. Das gibt dem Verhältnis dauerhaft eine bittersüsse, melancholische Note.

Es hat aber auch einen unschätzbaren Vorteil: Wir können rechtzeitig lernen, wie wir mit unserem eigenen Altern umgehen.

## Im Hirn des Besitzers

Seit rund 15 000 Jahren gibt es dieses Verhältnis von Mensch und Hund. Neandertaler waren die ersten Vertreter der Gattung Homo, die sich zahme Wölfe als Gefährten hielten. Oder die von Wölfen als Gefährten ausgewählt wurden, die Wissenschaft hat hier noch keine eindeutige Antwort gefunden. Wie dem auch sei: Mit den Neandertalern schien es nach Meinung des für seine Hundeforschung bekannten Neuropsychologen Stanley Coren nicht recht zu klappen, so dass die Beziehung Hund - Mensch erst mit dem verbesserten Homo-Nachfolgemodell Cro-Magnon so richtig an Fahrt aufnahm.

Seitdem gilt der Hund als der beste Freund des Menschen. Der Umkehrschluss gilt eben-



*Komplexes Sozialverhalten.*

falls, ist allerdings weniger bekannt: Auch der Mensch kann zum besten Freund des Hundes werden, vorausgesetzt, er wird entsprechend geduldig trainiert. Tatsächlich unterhalten wir zu keinem anderen Tier ein derart enges, zuweilen fast schon symbiotisches Verhältnis wie zu unseren Hunden. Je länger beide zusammen sind, desto besser verstehen sie instinktiv, was der andere will oder was ihn bedrückt. Im Alter, das beweist der Augenschein, beginnen sich sogar die Physiognomien von Besitzern und Gefährten zu ähneln. Bei Herrchen wohl häufiger als bei Frauchen.

Basis dieser Beziehung ist nach den Worten des österreichischen Verhaltensbiologen Kurt Kotrschal ein Grundvertrauen auf beiden Seiten, wobei es beim Hund oft unverbrüchlicher ausgeprägt ist als bei seinem menschlichen

Gegenüber. Dazu komme, dass Hunde Körpersprache, Mimik und Geruch ihrer Besitzer genau registrierten und sich daher gleichsam in sie hineinversetzen könnten.

Ausserdem wiesen beide Kreaturen eine ähnliche Hirnstruktur auf: Die Stirnrinde reguliere bei Herr und Hund das komplexe Sozialverhalten und führe zu ähnlichen Denkprozessen. Nicht von ungefähr beschimpft man im Englischen eine launische Frau als *bitch* – Hündin. Und es ist kein Zufall, dass man schlichte Kausalketten – Hunger, Kühlschrank, rülpfen – mit Männern und Hunden in Verbindung bringt.

Wie eng, wichtig und einzigartig das Band zwischen Hund und Mensch schon immer war, belegen beispielsweise die Gründungsmythen einiger nordamerikanischer Indianervölker. Demnach spaltete der «grosse Geist» nach der Erschaffung der Welt das Reich der Tiere von dem der Menschen ab. Im letzten Moment, als die Kluft fast schon unüberbrückbar war, sprang der Hund über den Abgrund und gesellte sich zu den Menschen.

Besondere Bedeutung kommt den Hunden in vielen Kulturen beim Tod zu. Der ägyptische Hundegott Anubis ist nicht die einzige hundartige Gottheit, welche die Seelen der Menschen ins Jenseits begleitet. Denn Hunde sind Kenner des menschlichen Charakters und lassen nur die Gerechten ein. In der griechischen Mythologie bewacht Cerberus den Hades, weil er – angeblich – unbestechlich ist. Trotzdem gelang es Herkules, ihn zu entführen. Vermutlich half ihm dabei ein Stück Wurst.

Die Bewunderung für den Hund beschränkt sich nicht auf den mythischen Bereich. Der griechische Philosoph Diogenes nannte seine Denkschule nach der Bedürfnislosigkeit von Hunden Zyniker (nach dem griechischen Wort für Hund – *kyon*). Berühmt ist seine Begegnung mit dem Mazedonenkönig, der sich mit den Worten vorstellte: «Ich bin Alexander, der grosse König.»



Worauf der Philosoph antwortete: «Und ich bin Diogenes, der Hund.» Hunde sind treu, Hunde sind klug. Sie erschnuppert Verschüttete, Drogen und mittlerweile auch Krebserkrankungen. Sigmund Freuds Chow-Chow Jofie half ihm in der Praxis, indem er seelische Spannungen erkannte, bevor sich der Patient auf die Couch legte. Manchmal schreibt man ihnen sogar aussersinnliche Fähigkeiten zu: Tatsächlich beginnt so mancher Pudel oder Beagle schon dann unruhig zur Wohnungstür zu laufen, wenn Herrchen oder Frauchen noch kilometerweit entfernt sind.

### Geniesse den Tag

Aber sind Hunde auch weise? Die deutsche Journalistin und Wolfsforscherin Elli Radinger ist davon überzeugt und hat diese These überzeugend in einem Buch vertreten, das in zahlreichen Sprachen zum Bestseller wurde. Vor allem von alten Hunden könne man viele Lebensweisheiten lernen, schreibt sie, da alte Hunde aus ihren Erfahrungen gelernt hätten und somit einfühlsamer, scharfsinniger und eben auch weiser geworden seien.

Nun könnte man diese Eigenschaften auf jedes Lebewesen anwenden, das ein bestimmtes Lebensalter erreicht hat, den Menschen eingeschlossen. Aber nicht jeder, der alt geworden ist, ist auch weise. Beispiele gibt es genug, von

Keith Richards bis Arnold Schwarzenegger. Alte Hunde hingegen scheinen generell in Würde zu altern – egal, ob Chihuahua oder Berner Sennenhund.

Andere Vergleichsmöglichkeiten im Tierreich haben wir nicht. Gut möglich, dass eine hundertjährige Galapagos-Riesenschildkröte weiser ist als der Dalai Lama. Aber kein Mensch

*Sigmund Freuds Chow-Chow Jofie half ihm in der Praxis, indem er seelische Spannungen erkannte.*

hat ein ähnlich enges Verhältnis zu ihr entwickelt wie zum Hund. Katzen wiederum sind, je nach Einstellung, entweder von Geburt an weise, weil sie so selbstbezogen sind. Oder sie werden es nie, weil sie so selbstbezogen sind.

Hunde jedoch begleiten uns eine längere Wegstrecke unseres Lebens. Im Alter tun sie, was Chico in unserem Haushalt demonstrierte: Sie akzeptieren, dass sie älter werden. Das heisst: nicht mehr hinter scharfen Hundefräuleins herscharwenzeln, keinen Extremsport betreiben, sondern einem Ball bestenfalls gemächlich hinterherrotten. Ähnlich gelassen ertragen sie kleine Gebrechen und Zipperlein als unabänderlichen Bestandteil dieses letzten Lebensabschnittes.

Viele Menschen müssen im Alter in kleinere Wohnungen umziehen und sich von vielen Besitztümern trennen. Sie kaufen auch nicht mehr jede Neuigkeit, jagen nicht mehr jeder Mode nach. Sie erkennen, was wichtig ist und was nur eitler Tand. Mit anderen Worten: Sie nähern sich der Bedürfnislosigkeit ihrer Hunde an. Ein warmer, trockener Platz, eine volle Futterschale, ein zerkauter, alter Tennisball – mehr braucht es nicht. Und natürlich Zuwendung: ein Kraulen, ein Streicheln, ein freundliches Wort.

Vor allem leben Hunde uns die Weisheit des römischen Dichters Horaz vor: carpe diem. Geniesse den Tag. Wir quälen uns im Alter oft mit reuevollen Gedanken an frühere Fehler oder mit Sorgen vor der Zukunft. Doch das eine ist vorbei und lässt sich nicht mehr ändern, und das andere steht in den Sternen und lässt sich nicht verhindern. Hunde kennen keine Reue, keine Vergangenheit, keine Zukunft: Heute ist ein schöner Tag, lasst uns das Beste daraus machen.

Letztlich können uns unsere Hunde damit eine bessere Antwort auf die Frage des Lebens geben als Religionen, Philosophien und der Riesencomputer im Roman «Per Anhalter durch die Galaxis». Sie lautet schlicht: Essen, schlafen, spielen und das Vertrauen zu einem geliebten Wesen.



Ruf Lantz

**Auch die engagiertesten Verleger können nicht alles alleine machen.**



Finden Sie passende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Auf dem führenden Jobportal der Kommunikationsbranche. [persoenlich.com/stellenmarkt](https://persoenlich.com/stellenmarkt)

# Ach, Christoph Waltz

Für sein Pauschal-Bashing erhält der Hollywoodstar viel Applaus.



Eine verbreitete Eigenschaft von Prominenten ist, dass sie gerne über Menschen – und ihre Entscheide – urteilen, mit deren Leben sie nicht übermässig viel gemein haben. Wo etwas Zurückhaltung manchmal die bessere Option wäre, wählen sie den öffentlichen Weg, um ihren Unmut mitzuteilen. Ihre Kundgebungen – von Vernunftpredigten bis zur offenen Verachtung – haben freilich keinen Impact auf die Fehlbaren. Und die Mitgemeinten, die sich zwar korrekt verhalten, aber genauso im Bashing-Topf landen, sind meist noch mehr gereizt.

Vergangene Woche gab Christoph Waltz dem GQ-Magazin ein Interview. Tags darauf schafften es nur diese Aussagen in die Schlagzeilen: «Diese Leute, die sich Querdenker nennen, denken entlang des Brettes, das sie vorm Kopf haben.» Und: «Ja, wenn du das Tragen einer Maske als das Beschränken deiner Grundrechte empfindest, dann hast du schon mal im Denkvorgang ein Problem. Der ist nicht quer. Der ist einfach nur deppert.» Er sprach von einer «Gruppe von asozialen Vollidioten». Die Medien stürzten sich auf die Corona-Beute wie ausgehungerte Hyänen.

Der Hollywoodstar erzählte, dass er während der Pandemie fernab von Los Angeles zwischen Wien und Berlin lebe, er sich seiner privilegierten Situation aber bewusst sei. Er könne es nicht mehr hören, «über was für Befindlichkeiten Promis reden», weil sie jetzt nicht mehr ins Restaurant könnten. Für «Menschen, die auf 50 Quadratmetern zu dritt leben und ihren Job verlieren», sei es eine andere Situation. Er selbst habe keine Not, nur Unannehmlichkeiten.

Waltz, den ich als Schauspieler verehere, hat jedes Recht, Menschen, die sich unverantwortlich verhalten, zu schelten. Wer absichtlich so handelt, dass er das Leben anderer gefährdet,

hat nichts anderes verdient, auch wenn es die Person wohl nicht zur Vernunft bekehrt. Es gibt natürlich Menschen, die das Virus für ungefährlich halten, Hygieneregeln missachten, sich provokativ umarmen auf der Strasse, um zu demonstrieren, dass das alles kein Problem sei. Und damit vielleicht jemanden anstecken, der seine Mutter ansteckt, die an dem Virus stirbt. Waltz prangert das zu Recht an.

Aber zwei Dinge sind ungünstig. Wäre ich ein Superstar, würde ich auf die öffentliche Beschimpfung von Menschen dennoch verzichten. Und sei es nur, weil ich meine brisantesten Statements nicht von irgendwelchen Leuten für Häme, Hass und Spaltung instrumentalisiert haben möchte. Denn das pauschale Bashing wird genutzt, um weitere Menschen zu beschimpfen.

Ja, pauschal. Denn Waltz macht keinen Unterschied zwischen den einzelnen Gruppen. Wer etwa beanstandet, dass das achtjährige Kind den ganzen Tag in der Schule, oder eine Person bei der Arbeit, über Monate hinweg – teils trotz Abstandswahrung – zum Maskentragen verpflichtet ist und das als Einschränkung der Grundrechte wahrgenommen wird, landet bei Waltz im selben Topf wie Querdenker und Corona-Leugner. Und auch wenn das Maskentragen kein Einschränken der Grundrechte darstellt (wie ich finde), ist es sinnvoll, jene, die das so sehen, «deppert» zu nennen? Mich nähme wunder, wie viele Stunden Waltz jeden Tag ununterbrochen ein Stück harten Stoff vor sein Gesicht spannen muss.

Weiter sind nicht alle Kritiker von bestimmten Massnahmen sogenannte Querdenker. Man kann sich über eingeschränkte Freiheiten beschweren, ohne zum Widerstand aufzurufen – und gleichzeitig Hygieneregeln

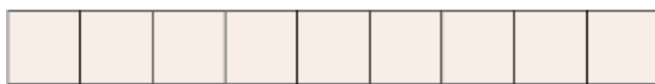
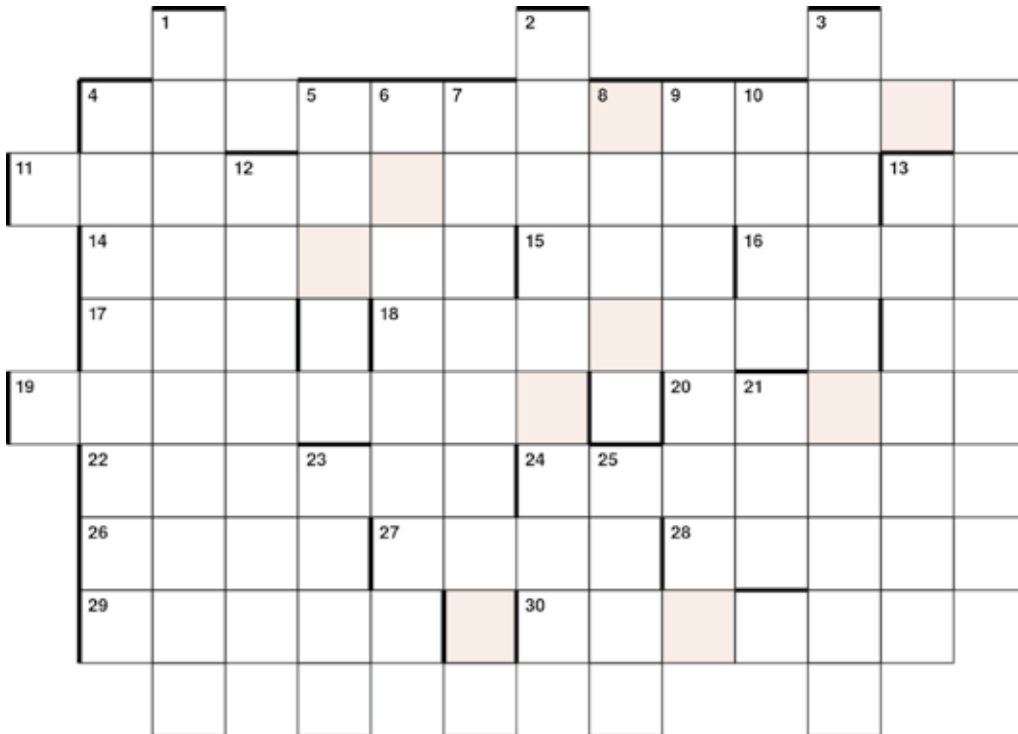
einhalten. Aber auch die Querdenker selbst sind keine homogene Gruppe, viele Leute haben sich da zusammengefunden – darunter solche, die durch die Massnahmen den Job verloren haben, in Not geraten sind.

Bei Corona bilden sich unterschiedliche Ängste (die sich auch überlappen können): Angst vor dem Virus, Existenzangst, Angst vor Totalitarismus und härteren Massnahmen. Erstere dominiert die mediale Öffentlichkeit, und nur über sie kann man sprechen, ohne diffamiert zu werden. Aber es hilft nichts, die anderen Gruppen zu verunglimpfen, deren Ängste kleinzureden oder verächtlich zu machen. Komplett unterschiedliche Blickwinkel, aus denen man die Situation betrachtet, sind menschlich; jeder fühlt anders, setzt Prioritäten anders. Wer selbst oder wessen Angehörige einen schweren Verlauf durchmachten, dessen grösste Angst ist wahrscheinlich die vor dem Virus. Den Selbständigen, der finanziell an seine Grenzen stösst, plagt die Existenzangst. Der Hobby-Bodybuilder, der in einer Eineinhalbzimmerwohnung lebt, seine Lebensenergie aus dem Sport zieht und dessen Körper in den letzten Monaten wie ein Kartenhaus zusammengefallen ist, fürchtet sich mehr vor willkürlichen Massnahmen als vor dem Virus selbst.

Dass Menschen unterschiedliche Gründe zum Aufbegehren haben, kann man ihnen nicht verübeln. Indem man sie alle in Sippenhaft nimmt, erzielt man zwar *easy points*, und ich bin sicher, die Redaktoren des GQ haben bei «Brett vorm Kopf» gelacht und geklatscht, wie viele in den sozialen Medien. Aber können wir nicht differenzierter und verbindender argumentieren?

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli





**Lösungswort** — Feldstecher und Co.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — **4** Die sind ja überraschend entgegenkommend! Und gerade deswegen ist es ein Segen, nie einem zu begegnen. **11** Versucht, gesetzliche Versuche, Information zu unterbinden, grundgesetzlich grundsätzlich zu verhindern. **14** Egal, ob Mädi oder Bubi, ein Pubi. **15** Kein Boot? Kein Problem! Hier eine allusive Alternative: \_\_, \_\_, \_\_ your lawn. **16** Wie die Gasse, durch die – wie der Widerständler wusste – ein gewisser Landvogt kommen musste. **17** Die berühmte aus dem Schwarzwald hat einen Vogel. **18** Hochexplosiv, hochaktuell und höchst heikel. **19** Gehüstelt wird am besten allein darein, es sollte allerdings schon die eigene sein. **20** Mäht mähend die Wiese. **22** Wo die noch stilleren Wasser gründen. **24** Etwa der Fuchs im Stall im zweiten Fall. **26** Ein tierisches Stacheltieranagramm mit Stachelkamm. **27** Ist bestimmten Inselbewohnern ein Bedürfnis. **28** Wobei beim spielenden Singen vom Hut die Hand am Ellenbogen ruht. **29** Vom Hochsauerland bis zur Ruhr verläuft ihre nasse Spur. **30** Die Kabel transportieren das Bild auf dem Schirm vom Auge zum Hirn.

**Senkrecht** — **1** Ja, gut, das darfst du dir schon mal einen Kleinen. **2** An den Festen gibt man etwas ersten Gästen zum Besten. **3** Die Kunstbesorger und -verborger aus den Gliedern einer Ahornkette. **4** Entweder wie ein Taubenschwarm lärmten oder einander wie Tauben umschwärmen. **5** Sind die Belte bei den Engen die breiten, dann sind die die weniger weiten. **6** Tönt zwar nach dreifachem Spielplatz für Schauspieler, bietet jedoch einfach bloss Sitzplatz für Spielschauer. **7** Ein solcher Oldie weigert sich, zu sterben oder auch nur alt zu werden. **8** Für alte Bauern ist jedes Jahr klar: Vor nächtlichem du nie sicher bist, bis Sophie vorüber ist. **9** Ich denke, das sollten wir umgehend klären. **10** Der verächtlichere Bruder des Spotts. **12** Dabei ist einer andauernd kaum krank oder aber abermals kaum gesund, schon wieder krank. **13** Faselhans und Schnatterliese dreschen diese. **21** Keine Koseform für den Kans, eine Kurzform für den Kosekans. **23** Den Dreck macht der Spatz, der macht den Schmutz. **25** Was der Dichter vor dem Vortrag seiner Schöpfung schöpft.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 705



**Waagrecht** — **2**LKW: Laster **6**KRIPTOANALIST **12** FUENFECKIG: Pentagon (Hauptsitz des US-Verteidigungsministeriums) **14** AGE: franz. Alter **15** WAHL **16** EROGENER: Komparativ von erogen **17** MALUEBUNG **18** DREI(faltigkeit) **19** IINGLE **20** IESMAN: engl. Jasager **22** TEDEUM **24** SCHAM **28** IENER **29** MACHISMO **30** GRIECHEN **31** SEPT(ime/ember)

**Senkrecht** — **1** EINHUNDERT **2** LAKONISCH **3** KNIGGE **4** WAGEN **5** TIGER: Shir Khan aus Kiplings «Das Dschungelbuch» **6** KU[WAITER]: waiter = engl. Kellner **7** REALIEN **8** PFLEGER **9** TEEBLUMEN: Anagramm von «Umnebelte» **10** LANDMASSE **11** SEREN: eine Mehrzahl von Serum **13** CRU: franz. ungehobelt/ungekocht/unverblümt **21** AMME: rückwärts Emma (die Lok aus Endes «Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer») **23** MAC(intosh): Apple-PC oder Geräteadresse in Computernetzwerken **25** CHEF **26** (Wo) HIN(legen) **27** TOPP, die Wette gilt! (bekannt wohl v.a. aus «Wetten, dass..?») **28** IENER **29** MACHISMO **30** GRIECHEN **31** SEPT(ime/ember)

**Lösungswort** — **KRONTAEUBERICH**

# EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Coronavirus

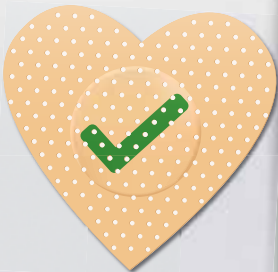
**SO SCHÜTZEN  
WIR UNS.**



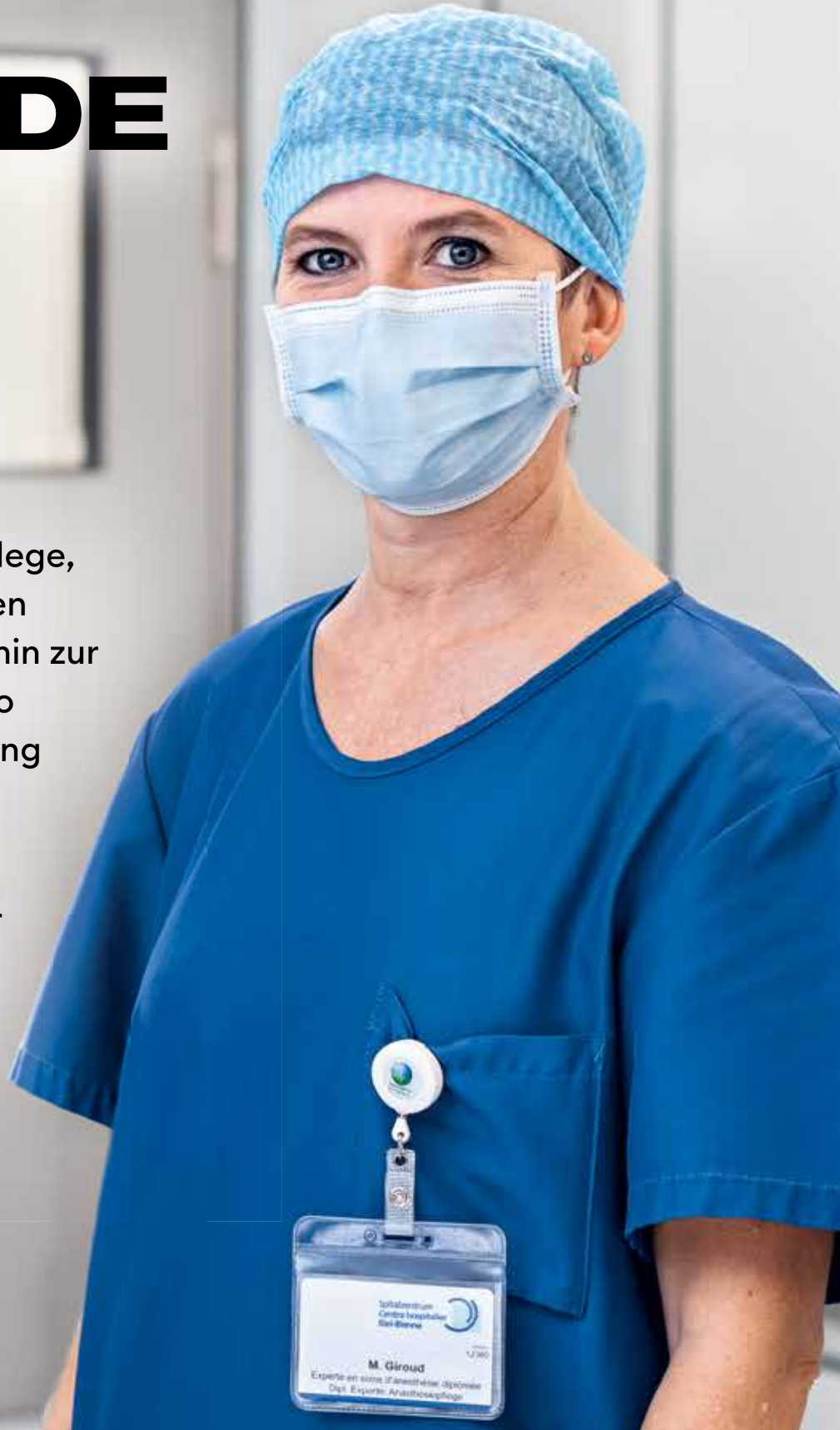
# ICH WERDE MICH IMPFFEN LASSEN.

**Michèle Giroud,**  
diplomierte Expertin Anästhesiepflege,  
möchte sich impfen lassen, um ihren  
Patientinnen und Patienten weiterhin zur  
Verfügung zu stehen und das Risiko  
einer schweren Covid-19-Erkrankung  
zu reduzieren.

Informieren auch Sie sich unter  
**[bag-coronavirus.ch/impfung](https://bag-coronavirus.ch/impfung)** oder  
**058 377 88 92** und treffen Sie Ihre  
persönliche Impfentscheidung.



Michèle Giroud ist Präsidentin der Schweizerischen  
Interessengemeinschaft für Anästhesiepflege.



Schweizerische Eidgenossenschaft  
Confédération suisse  
Confederazione Svizzera  
Confederaziun svizra

Swiss Confederation

Bundesamt für Gesundheit BAG  
Office fédéral de la santé publique OFSP  
Ufficio federale della sanità pubblica UFSP  
Uffizi federal da sanadad publica UFSP

Diese Informationskampagne wird unterstützt durch folgende Organisationen:

